



Gottlose Zeremonie

2010 begann Aha als antiklerikaler Verein. Heute unterstützt er Anbieter von säkularen Zeremonien

Schlanke Stat

La Chambre de commerce veut ralentir la croissance du secteur public. Elle pense avoir trouvé la solution-miracle

Impérialisme financier

La justice luxembourgeoise est sollicitée par les descendants d'un Sultan du Bornéo pré-colonial pour saisir quinze milliards de dollars à la Malaisie. Des filiales de Petronas domiciliées au Grand-Duché sont visées

On en fait tout un fromage

La cancoillotte de Franche-Comté vient d'obtenir une Indication Géographique Protégée. Fera-t-elle de l'ombre au Kachkéis ?

Feuchte Träume

Spätestens seit Corona boomt das Geschäft mit privaten Swimmingpools. Der Trinkwasserbedarf ist beträchtlich

Foto: Sven Becker



land

Unabhängige Wochenzeitung
für Politik, Wirtschaft und Kultur

#33

69. Jahrgang
19.08.2022



5,00 €

Gottlose Zeremonie

Stéphanie Majerus

2010 begann Aha als antiklerikaler zivilgesellschaftlicher Verein. Heute unterstützt er Anbieter/innen von säkularen Zeremonien. Weshalb kam es zu diesem Wandel? Und was verspricht der neue Zeremonienmarkt?



Der Park von Rinschleiden entwickelt sich zum Mekka für säkulare Zeremonien, ...

„Bleibt elo relax, da fänke mer elo un“, beschwichtigt Clod Thommes in ein Mikrofon. Er ist der Zeremonienmeister bei einem Sommerfest in Rinschleiden. An diesem Samstagspätnachmittag im Juli wollen sich Claudine und Martin nochmals symbolisch das „Ja-Wort“ bestätigen. Tatsächlich standen die Gäste vor Thommes' Ansage etwas verloren umher: Eine säkulare Zeremonie – was müssen wir tun, sollen wir uns hinsetzen oder in einen Kreis stellen?, waren Fragen, die der Gesichtsausdruck der Anwesenden verriet. Clod Thommes, für ein Zeremonienmeister schlicht angezogen – Hemd, Jeans, Lederschuhe, Brille –, rückt gleich zu Beginn den Fokus auf die beiden Verheirateten: „Als intelligent, spontan, empathisch beschreibt Martin die Claudine“, erfahren wir aus dem Mund des Zeremonienmeisters. Wir erfahren auch, dass die beiden sich vegan ernähren, ein Kind haben und gerne reisen.

Die Zeremonie findet in einem Park hinter einer Kirche bei einem Weiher statt; Claudine und Martin stehen neben einem Brunnen und einer dort befestigten Marienstatue mit weißem Gewand. Sie sind sommerlich gekleidet, die Gäste auch – in gelben und grünen Röcken stehen sie gut vier Meter vom Paar entfernt; der Freundeskreis mit Tattoos, die Elterngeneration ohne. Thommes' Monolog wird gelegentlich durch vom Paar ausgesuchte Musikeinlagen unterbrochen: Tom Odell singt „Grow old with me, let us share what we see“, und gegen Ende der Zeremonie Fynn Klinemann „Ganz egal, wo wir landen, mein Zuhause ist kein Ort, das bist du.“

Aha – die Allianz von Humanisten, Agnostikern und Atheisten – ist gerade dabei zu sondieren, wer die Anbieter/innen von säkularen Zeremonien sind, um sie an Interessierte weiterempfehlen zu können. Denn in den vergangenen Jahren trafen diesbezüglich immer häufiger Anfragen ein. Bob Reuter, Präsident von Aha, erläutert, als vertrauenswürdige Anbieter würden jene eingestuft, „die keine dogmatische Dimension und metaphysische Ansichten vermitteln“. Anders als in religiösen Ritualen gehe es nicht „um die Magie des Rituals an sich“. Dennoch würden säkulare Rituale eine gewisse Magie besitzen, erwähnt der Psychologie-Dozent Reuter: „Denn sie verfestigen soziale Positionierungen oder einen Beziehungsstatus.“ Einen finanziellen Gewinn möchte Aha als Vermittlungsplattform allerdings nicht generieren.

Der Trend hin zu säkularen Zeremonien wird von einem gleichzeitigen Rückgang katholischer Weihandlungen begleitet. 2001 wurden in Luxemburg circa 3 000 Kinder getauft, 4 300 nahmen an der Kommunion teil und 500 Paare wurden kirchlich getraut. 2019 fiel die Zahl der Taufen auf 2 000, die Kommunionen- und Hochzeitszahlen haben sich halbiert. Laut dem Pressesprecher der katholischen Kirche würden die Zahlen, auf alle Einwohner/innen bezogen, trotzdem etwas höher liegen, da portugiesische Mitbürger/innen nun vermehrt in Portugal ihre Kirchenzugehörigkeit ausleben würden. Hinzu kommt, wie der Religionssoziologe Detlef Pollack untersucht hat, dass der Glaube an einen personalisierten Gott abnehme – dies vor allem in Ländern mit einem hohen Bildungsniveau. Zwar äußert ein Großteil der Befragten, an eine unspezifische Macht zu glauben. Dieser Glaube wird jedoch selten gemeinschaftlich gelebt und beeinflusst kaum die persönliche Lebensführung oder politische Entscheidungen. Vergangenen Monat veröffentlichte Aha eine Umfrage, die sie bei Ilres in Auftrag gegeben hatte. Sie ergab ein ähnliches Resultat: Von den über 500 Befragten bezeichneten 51 Prozent sich als nicht religiös, insgesamt 61 Prozent gaben an, sich kaum für übernatürliche Phänomene zu interessieren. Jedoch antwortete die Hälfte, an eine Art nicht-personalisierten Lebensgeist zu glauben. Trotzdem erachtet eine Mehrheit von 70 Prozent in dieser Umfrage Trauerzeremonien und 50 Prozent Hochzeits- und Geburtzeremonien für wichtig.



... aber auch die örtliche Kirche wird ab und an säkular genutzt: Der Sänger Serge Tonnar predigt diesen Monat hier aus der Gründungsschrift des Daoismus

Als Aha 2010 unter dem damaligen Präsidenten Laurent Schley, einem bei der Naturverwaltung angestellten Zoologen, gegründet wurde, war der Verein auf einen antiklerikalen Kurs eingestellt. Seine Forderungen lauteten: Der Religionsunterricht habe an staatlichen Schulen nichts verloren und der Klerus solle sich finanziell selbsttragend organisieren. 2019 übernahm Bob Reuter die Präsidentschaft und glättete den scharfen „Anti-Ton“. Zugleich dockte er den Verein an die angelsächsische humanistische Bewegung an. Humanisten führen keine spezifischen Rituale durch und befolgen keine Vorschriften oder Tabus. Als ethisches Prinzip beachten allerdings einige Humanisten die fleischlose Ernährung, bevorzugen klimaschonende Fortbewegungsmittel und sind sozial engagiert. Die Neuausrichtung kommt zeitlich gelegen, da die DP-LSAP-Grüne-Regierung seit 2013 die Hauptthemen, an denen sich Aha arbeitete, erledigte. DP-Bildungsminister Claude Meisch schaffte 2016 den Religionsunterricht ab und führte das Unterrichtsfach „Leben und Gesellschaft“ ein. Und 2018 verabschiedete das Parlament ein Gesetz zur Abschaffung der Kirchenfabriken. Ihr Vermögen und die Sakralbauten wurden in einen neuen Kirchenfonds überführt, der die Besitzverhältnisse zugunsten des Staates dezentral vom Bistum verwaltet. Sowohl unter Schley als auch unter Reuter sieht Aha weiterhin Bedarf, Religionen in Opposition zur Wissenschaft zu analysieren, und wirft ihren Institutionen Wissenschaftsfeindlichkeit vor: Die Kirche habe die Evolutionslehre noch nicht vollständig anerkannt und mische sich zu stark in die Stammzellenforschung und Hirnforschung ein, schreibt der Verein auf seiner Internetseite.

Bob Reuter stellte jedoch fest, dass „nicht alle den Schritt zum Humanismus mitmachten“. Der antiklerikalen Fraktion fiel die agitatorische Opposition zur Kirche leichter, als sich an einer Debatte über humanistische Ethik zu beteiligen. Bisheriger Höhepunkt der Meinungsverschiedenheit zwischen den *Papefrässer* und Humanisten war die 2019 von Aha organisierte homöopathiekritische Konferenz, nach der einige Antiklerikale bei Aha austraten. Mehrmals im Jahr sind die Mitglieder zu einer Diskussionsrunde eingeladen, „um über Freiheit, Verantwortung, Gemeinwohl und das gute Leben gemeinsam nachzudenken“. „Derzeit“, führt Reuter aus, „sind die Aha-Aktivitäten eher kopflastig. Ich will aber nicht ausschließen, dass künftig eine Öffnung hin zu säkularen Ritualen stattfinden könnte.“

Während der Zeremonie in Rindschleiden verkündet Clod Thommes in nahezu pastoraalem Habitus und mit einem Schmunzeln auf den Lippen: „Elo komme mer zum emotionalen Deel.“ Das Paar vollzieht den Ringtausch, jedoch in geheimnisvoller Zweisamkeit – sie geben sich ein für die Anwesenden nicht hörbares Versprechen. Emotional wurde es bereits vor der Ring-Übergabe. Im Duktus eines Predigers erzählte Thommes, wie die Heiratenden sich kennengelernt

Der antiklerikalen Fraktion von Aha fiel die agitatorische Opposition zur Kirche leichter, als sich an einer Debatte über humanistische Ethik zu beteiligen Quote

haben. Beide waren auf dem Jakobsweg unterwegs, und als Martin in einer Unterkunft zur Tür hineinkam, sagte er: „Hoffentlich gibt es hier Bier.“ Das war der erste – nicht zwangsläufig sympathische – Eindruck, den Martin hinterließ. Während Thommes das erzählt, lachen die Anwesenden, Claudine kullern die Tränen aus den Augen. Der Zeremonienmeister vollzieht anschließend einen Schwenk ins Metaphorische: Er berichtet von zwei Bergsteigern, die durch ein breites Seil aneinander festgebunden sind. Ein Passant fragt sie, ob dieses Seil sie nicht unfrei mache. Doch die beiden antworten, wer besondere Wege beschreiten und neue Horizonte erblicken möchte, bedürfe entsprechender Ausrüstung. „Nehmen durch d’Séil könne mir eis op Weeër trauen, déi mir aléng net kéinte maachen a genéissen. Nëmmen ze wëssen, datt mir eng sécher an eng fest Verbindung hunn, mecht eis fräi“, so die beiden.

Ochsendreck, Krieg, Luder – zwei Wochen nach der Zeremonie steht Thommes fluchend und grotesk geschminkt in Grosbous auf einer Theaterbühne. Fast alle Zeremonienmeister haben einen Hintergrund in Schauspielerei oder Musik. Der Zeremonienmeister Gilles Soeder verspricht, „que mes talents d’acteur me permettent de m’adapter à toutes vos demandes, des plus traditionnelles au plus folles“. Maylani Moes informiert im Internet: „2016 fragte mich ein Schauspielerkollege, ob ich mit ihm zusammen als Trauerredner arbeiten möchte.“ Sie willigte ein und heute sei sie hauptberuflich Zeremonienmeisterin. Auch der ehemalige Bürgermeister von Rosport-Mompach, Romain Osweiler (CSV), sagt über sich: „Musek, Gesang an Theater, ob aktiv oder passiv sënn eng Passioun.“ Ihm „tat es als Bürgermeister leid, dass die standesamtlichen Hochzeiten im Gemeindehaus so formell und unpersönlich abliefen“, erklärt er; daran wollte er etwas ändern und begab sich auf das weniger formalisierte Terrain der symbolischen Feiern. Der Bühnenerfahrene Serge Tonnar gedenkt, im Herbst ebenfalls eine Ausbildung als Zeremoniengestalter zu absolvieren. Diesen August tastet der Sänger sich an die Schnittstelle von Kunst und Spiritualität heran: In der Kirche von Rindschleiden bietet er „en intimistisches Programm mat senge Lidder a klengen Texter aus dem Tao Te King“ an.

Jede Zeremonie ist anders, mal mit, mal ohne Live-Band. Mal werden Familienangehörige und Freundeskreis eingebunden, mal nicht; mal findet sie auf einer Wiese, mal an einem Strand, oder in einem Schloss oder einer Scheune statt – die Anbieter richten sich nach den Wünschen der Nachfrageseite. Je nach Leistungsumfang wird der Zeremonienmeister mit 700 bis 1 300 Euro vergütet. Romain Osweiler und Clod Thommes sind für diesen Sommer bereits ausgebucht. „Es ist ein besonderes Ereignis und für mich eine Ehre, dabei zu sein, wenn zwei Menschen sich versprechen, gemeinsam ihren Lebensweg zu gehen. Daat ass keng Déngschleschtung wéi eng aaner och“, erläutert Osweiler. Zudem verlangen die Auftritte den Zeremonienmeistern eine hohe Konzentration ab. Nach der Zeremonie in Rindschleiden sagt Thommes: „Für mich ist der Tag jetzt gelaufen. Heute Morgen habe ich mich auf die Zeremonie vorbereitet und jetzt bleibt mir kaum die Muße, um noch wichtige Aufgaben zu erledigen.“

Aha-Mitglieder betonen gelegentlich, dass säkulare Rituale einen gänzlich nicht-religiösen Charakter besäßen. Aber nicht alle Religionsdefinitionen verweisen auf den Glauben an Gott oder übernatürliche Wesen. Für den Anthropologen Richard Geertz sind sie nicht ausschlaggebend. Ihm zufolge versetzen Rituale Teilnehmer in eine bestimmte Stimmungslage und affektgeladene Motivation, indem Symbolsysteme handelnd nachvollzogen werden. Dem Philosophen Stephen Asma zufolge füßen die rudimentären Religionsformen auf performativen biosemantischen Handlungen, die verwoben sind mit einer der propositionalen Sprache vorausgehenden verkörperten Kognition, die emotional-verhaltensbezogene Prä-

gungen erzeugt. Vereinfacht ausgedrückt: Abstraktes, logisch-analytisches Denken spiele in Ritualen keine Rolle. In erster Linie würden in Ritualen Weltbeziehungen körperlich-affektiv reguliert.

Eine erste Studie, die die Effekte von säkularen und religiösen Ritualen vergleicht, bekräftigt diese Auffassung. Sarah Charles vom Brain, Belief, and Behaviour Lab der britischen Universität Coventry wollte gemeinsam mit anderen Forschern eruieren, ob säkulare Rituale in ähnlicher Weise einen gesundheitlichen Nutzen bringen wie religiöse. Vorangegangene Studien haben nahegelegt, dass die gesundheitsfördernden Aspekte zuvorderst durch die sozialen Bindungen in Religionsgemeinschaften bedingt werden. Durch Messungen der sozialen Bindung und der Affekte vor und nach dem Ritual konnte erhoben werden, dass die Qualität der sozialen Verbundenheit bei säkularen Ritualen mit der von religiösen vergleichbar ist. Laut dieser Studie unterstützten beide Arten von Ritualen positive Affekte, und dies desto eher die soziale Verbundenheit gestärkt wurde. Vor allem die geteilte Aufmerksamkeit, gemeinsame Ziele, synchronisierte Bewegungen, gemeinsames Musizieren und Essen sowie mäßiger Alkoholkonsum wurden in vorherigen Studien zu religiösen Ritualen als förderliche Faktoren für soziale Verbundenheit ausgemacht. Diese Aspekte seien allerdings auf säkulare Rituale übertragbar.

Zudem fördern Studien zufolge Rituale durch ihr sozial bindendes Element „In-Group-Gefühle“, die mit Aversionen gegenüber Außenstehenden einhergehen können. Womöglich zogen radikalisierte Querdenker aus ähnlichen Dynamiken ihre soziale Kraft. Gemeinsames skandieren von Parolen und trommelnd umhermarschierend, zeigten sie das ihnen das Recht auf samstäglischen kollektiven Krawall im Stadtzentrum wichtiger ist als Diskussionen über Bürgerpflichten. Daneben untermauern Verschwörungserzählungen ihr dichotomes Selbstverständnis von Gut und Böse, Innen und Außen. Die Bewegung der Querdenker zeigt ebenfalls, dass Wissenschaftsfeindlichkeit viel weniger in der institutionalisierten katholischen Kirche Luxemburgs auszumachen ist, wie Aha auf seiner Internetseite insinuiert, als diffus

in der Gesellschaft herumwabert. Was heißt das für die zeitgenössische Religionskritik in Westeuropa? Hat sich ihr Gegenstand verlagert oder ausgeweitet?

Es stimmt wohl eher zweites. Denn es bleiben problematische Entwicklungen in Religionen zu vernehmen. Der Religionssoziologe Delfte Pollack verortet sie in einer grassierenden Politisierung von Religion, wie aktuell in Osteuropa, Russland und den USA sowie in Kreisen des fundamentalistischen Islamismus zu beobachten. In Osteuropa und den USA wird Religiosität vermehrt mit einem neu-rechten nationalen Überlegenheitsstolz vermengt. Diese Stoßrichtung schwappt teilweise auf westeuropäische identitäre Gruppierungen über, bisher allerdings vor allem abseits der etablierten Kirchen und der offiziellen Kirchenwortführer. Aha interessiert sich rezent für diese Entwicklungen. So kommentierte Bob Reuter vergangenen Monat im *Radio 100,7* den Kulturkampf der US-amerikanischen White Christian Nationalists.

Für diesen Sommer frischen Justizministerin Sam Tanson (Grüne) und Innenministerin Taina Bofferdig (LSAP) das Zivilgesetzbuch aus dem Jahr 1804 auf und erlauben es nun auch Gemeinden, Hochzeiten und Lebenspartnerschaften (Pacs) an anderen Orten als im Rathaus durchzuführen. Der Gemeinderat bestimmt künftig neben dem Gemeindehaus einen oder mehrere Alternativ-Orte für Eheschließungen und Partnerschaftserklärungen. Auslöser für diese Gesetzesänderung war zunächst nicht die hohe Nachfrage nach personalisierten Zeremonien, sondern die Covid-Abstandsregelung, die die Innenräume von Standesämtern rasch füllten. Auf die Arbeit von Clod Thommes und Romain Osweiler hat diese Entscheidung keine Auswirkung, denn ihre Zeremonien haben keinen juristisch verbindlichen Charakter. Und in Zeremonien symbolischen Charakters mischt sich der Staat nicht ein. Aha-Präsident Bob Reuter erhofft, sich dadurch trotzdem eine Aufwertung von zivilen Zeremonien aller Art, wie er Ende Mai im *Radio 100,7* mitteilte. Nicht-religiöse Menschen seien bisher benachteiligt gewesen, wie es auch die abwertende Aussage vermittelt: „Si hu sech just op der Gemeng bestuet“, so Reuter. ●

Der Psychologie-Dozent Bob Reuter wurde 2019 Aha-Präsident



É D I T O

TS/SCI

Bernard Thomas

Aux États-Unis, cela a valu une perquisition du FBI à l'ex-président Donald Trump. Au Grand-Duché, c'était une pratique coutumière de générations de ministres et de fonctionnaires : Quitter sa fonction en emportant des cartons entiers de documents officiels. Cette privatisation d'archives publiques pouvait être dictée par des motifs plus ou moins pernecieux : sauvegarder des documents, assouvir la nostalgie, contrôler le narratif historique, garder du *kompromat* sous la main. Il a fallu attendre 2018 avant qu'une première loi sur l'archivage ne soit votée par la Chambre, définissant les archives publiques comme « imprescriptibles, inaliénables et insaisissables ». Des amendes jusqu'à 45 000 euros frappent les personnes qui détruisent, détournent ou soustraient sciemment des archives destinées à être sauvegardées. « Personne ne sait au juste combien de documents historiquement importants ont été détruits ces dernières décennies, que ce soit par inadvertance ou, pire, consciemment », regrettait la ministre de la Culture, Sam Tanson (Déi Gréng), en amont du vote à la Chambre.

Aux États-Unis, les présidents sortants sont obligés depuis plus de quarante ans à verser l'ensemble des documents officiels aux archives nationales. (*Le Presidential Records Act* fut voté en 1978 pour empêcher Richard Nixon de faire le grand ménage avant son départ de la Maison Blanche.) La question des documents emportés à Mar-a-Lago semblait initialement se résumer à un bras de fer entre Trump et les National Archives. L'affaire a pris une tout autre ampleur lorsqu'il est apparu que parmi les cartons saisis le 9 août par le FBI, certains étaient classifiés TS/SCI (*Top Secret/Sensitive Compartmented Information*).

C'est au lendemain de la perquisition en Floride que la nomination de Josée Kirps comme présidente du Conseil international des archives (CIA) était officialisée. Comptant environ 2 000 membres provenant de 161 pays, l'organisation non-gouvernementale a son siège à Paris et défend « la gestion efficace des archives ». Kirps est directrice des Archives nationales du Luxembourg (AnLux) depuis 2003. Deux décennies à courir les ministères pour quémander plus de personnel, un cadre légal et un nouveau bâtiment. (Pendant ce temps-là, c'est la Bibliothèque nationale qui a pris le *lead* de la digitalisation.) Au Luxembourg, les archives auraient traditionnellement été le « Stéifkand » de la politique, estime Kirps : « On était toujours les derniers dans la queue ». La situation ne s'est débloquée que récemment, avec l'entrée en vigueur de la loi sur l'archivage. Après vingt ans de gel des embauches, les AnLux ont pu recruter treize personnes en 2021 et 2022. Quant au nouveau bâtiment, le chantier vient d'être lancé, sa livraison est prévue pour 2025.

Mais la loi sur l'archivage n'a pas fait que des heureux. Dans un article paru en ligne au début de l'année, Nina Janz et Christoph Brüll, deux historiens du C2DH, dénoncent l'interprétation « extrêmement rigide » que feraient les AnLux de la loi : « In der Praxis wird der Zugang zu Dokumenten aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs noch regelmässig erschwert ; an eine zeitgeschichtliche Forschung zum Zeitraum ab den 1960er Jahren auf der Grundlage der im Nationalarchiv aufbewahrten Quellen ist kaum zu denken ». Kirps, qui se décrit comme « intermédiaire » entre chercheurs historiques et producteurs de documents, trouve que de telles tensions seraient normales, voire « positives » ; il faudrait en discuter et trouver des solutions. (Elle admet que certains dossiers accessibles il y a vingt ans ne le sont plus aujourd'hui.) Dès qu'un dossier contient des données personnelles, le « délai de communication » (*Sperrfrist*) est de 75 ans « à compter de la date du document le plus récent inclus dans le dossier au cas où la date de décès n'est pas connue ». Quant aux dossiers couverts par le secret fiscal, ils restent inaccessibles pour une durée de cent ans. Ce fut le compromis trouvé avec le ministère des Finances, qui aurait préféré que ces dossiers restent scellés *ad aeternam*. Au moins, estimait le rapporteur de la loi, André Bauler (DP), ceci devrait assurer qu'à l'avenir, ces documents ne seront pas détruits.

U R B A N I S M U S

100 Wohnungen

Die Gentrifizierung von Esch/Alzette schreitet weiter voran. In dieser Woch haben die Capelli-Gruppe und das auf Urban Recycling spezialisierte Unternehmen Novaxia den früheren Telindus-Standort in der rue des Mines im einstigen Arbeiterviertel Hiël in Esch/Alzette offiziell erworben. Laut einer Mitteilung der Immobilienagentur Inowai haben die Käufer 21,26 Millionen Euro an den vorigen Besitzer, den Immobilienfonds LLC Real Estate Fund S.C.A. – Sicav-Raif, gezahlt. Zu dessen Mitbegründern gehören Georges Lentz, *Administrateur délégué* der Brasserie nationale, und Georges Ralli, Verwaltungsratmitglied bei Carrefour. Eigentlich hatte die Transaktion schon im November 2021 stattgefunden, der Abschluss war jedoch an die Bedingung geknüpft, dass der neue PAG der Stadt Esch/Alzette vom Gemeinderat verabschiedet und vom Innenministerium genehmigt wird, so dass keine Einsprüche dagegen mehr möglich sind. In dem PAG wurde die frühere Gewerbefläche in eine *Zone mixte urbaine* umgewandelt, was es den Käufern erlaubt, dort ein Gebäude mit rund 100 Wohnungen zu errichten, wie aus der Mitteilung hervorgeht. Laut Jahresbilanz des LLC Real Estate Fund erlaube das Grundstück die Bereitstellung von mehr als 7 500 Quadratmetern Wohnfläche. Gekauft hatte der Fonds den Standort im November 2019, nachdem Telindus sich mit Tango zu Proximus Luxembourg zusammengeschlossen hatte und in ein gemeinsames Gebäude nach Bartringen gezogen war. Der Kaufpreis lag damals bei rund sieben Millionen Euro. Innerhalb von zwei Jahren hat sich der Wert des 5 000 Quadratmeter großen Grundstücks durch die Umklassierung demnach verdreifacht.

Der Standort liegt gleich gegenüber der Industriebrache, auf der Eric Lux und seine Baufirma Iko zurzeit das neue Stadtviertel Rout Lëns bauen (Foto: Jess Theis). Links und etwas weiter rechts davon befinden sich zwei Arbeiterkolonien, die über den neuen PAG geschützt wurden. Das gesamte Grenzer- und Hiëler Viertel soll an das Radwegenetz und den Bus à haut niveau de service angeschlossen werden, was den Wert der Immobilien in dem Gebiet nahe der französischen Grenze erheblich steigern dürfte. Die Capelli Gruppe ist ein in Frankreich, Luxemburg und der Schweiz operierendes Immobilienunternehmen aus Lyon. In Luxemburg hat es die Capelli-Towers in Belval gebaut, die im Januar fertig gestellt wurden. II

G E S U N D H E I T

Lenert klärt auf

Am heutigen Freitag werden Gesundheitsministerin Paulette Lenert und Santé-Direktor

Jean-Claude Schmit ihre erste Pressekonferenz über die Affenpocken abhalten. Vor einem Monat hatte die WHO den weltweiten Ausbruch zur „Notlage von internationaler Tragweite“ erklärt, vor rund sechs Wochen wurden die ersten Fälle in Luxemburg bekannt. Am 10. August wurden 41 Infektionen gezählt, ausschließlich Männer, der Altersdurchschnitt lag bei 39 Jahren. Obwohl das Virus bislang fast nur in der Gay-Community zirkuliert, sind auch alle anderen Personengruppen potenziell davon betroffen. Geschlechtsverkehr ist nicht die einzige Voraussetzung für eine Infektion, enge Körperberührungen oder Kontakt mit infektiösen Textilien können in manchen Fällen schon reichen. Am Mittwoch berichtete das Gesundheitsministerium, dass ein Kleinkind sich infiziert habe.

An öffentlicher Aufklärung hat es bislang gefehlt. Vor einer Woche waren die 1 400 von Luxemburg über die EU bestellten Impfdosen angekommen, seit Dienstag kann man einen Impftermin nehmen. Weil zwei Dosen in einem Abstand von 28 Tagen notwendig sind, reichen sie für 700 Menschen. Vorrangig sollen homosexuelle Männer und „Transsexuelle“ mit häufig wechselnden Partnern sowie Sexarbeiter/innen geimpft werden. Der Conseil supérieur des maladies infectieuses hatte in einem Gutachten empfohlen, auch immungeschwächte Menschen mit Risikokontakt und Krankenpfleger, die die Sicherheitsbestimmungen nicht beachten haben, nachträglich zu impfen. Wieso die Behandlung und die Impfung ausschließlich im CHL und nicht bei Hausärzten möglich sei, hatte Laurent Boquet von Rosa Lëtzebuerg in dieser Woche in einem *Wort*-Artikel gefragt. Unklar ist noch, wieviele Menschen sich tatsächlich gegen Affenpocken impfen lassen wollen. Bislang scheint der Rush auf den Impfstoff Imvanex jedenfalls ausgeblieben zu sein. II

Gratis Verhütung

Anfang nächsten Jahres sollen Verhütungsmittel von der Gesundheitskasse rückerstattet werden. Von der Pille – auch der

danach – über die Spirale, das Diaphragma und die Portiokappe bis hin zum Kondom für ihn und für sie wollen Staat und CNS die Kosten übernehmen. Das antwortet Sozialminister Claude Haagen auf eine parlamentarische Anfrage des Abgeordneten Mars Di Bartolomeo (beide LSAP). Den universellen Zugang zu kostenlosen Verhütungsmitteln hatte die Regierung in ihrem Koalitionsprogramm vereinbart. Wegen der Pandemie sei es aber zu Verzögerungen bei der Umsetzung gekommen, präzisiert Haagen. Inzwischen sei beschlossen worden, dass auch Sterilisation und Vasktomie kostenlos sein sollen. II

W I R T S C H A F T

Mauvaise fortune...

... pour la banque Fortuna et ses salariés. Le petit établissement financier luxembourgeois du boulevard de la Pétrusse cherchait depuis trois ans à échapper à la perte de rentabilité liée aux contraintes réglementaires appliquées aux banques depuis dix ans et à l'environnement de taux bas. Après deux tentatives infructueuses de rapprochement avec des opérateurs financiers tiers (une banque libanaise et un *hedge fund* londonien), la direction de la banque coopérative a annoncé la semaine passée une cessation d'activité à moyen terme. La BCEE voisine s'engage à reprendre la clientèle qui le souhaite (et à refinancer ses crédits), mais pas ses salariés. Les représentants du personnel discutent à ce propos depuis plusieurs semaines avec la direction. L'Aleba est impliquée, nous dit cette dernière. L'OGBL demande un plan social pour les 25 salariés. Face au *Land*, le président de Fortuna André Poorters indique avoir encore besoin de personnel pendant cinq à six mois, le temps de voir quel périmètre occupera la société à terme. Les prétendants à la licence bancaire se bousculeraient. L'immobilier, deux maisons de maître, ont été rachetées l'an passé pour quinze millions d'euros. De quoi renflouer les pertes accumulées ces dernières années et

même de constituer un petit butin à partager entre actionnaires et coopérants en cas de dissolution de cet établissement centenaire. pso

W A H L K A M P F

Ambitiéis an nohalteg

Die DP, bei der laut Aussagen der früheren Parteipräsidentin Corinne Cahen „der Wahlkampf nicht schon ein Jahr vor den Wahlen beginnt“, denn „das würde ja bedeuten, dass wir ein Jahr von unserer Arbeit opfern“ (*d'Land* vom 10.06.2022), teilte in dieser Woche mit, dass sie für eine „ambitiéis an nohalteg Klima- an Energiepolitik, och an eise Gemengen“ stehe. Die Energiekrise habe die DP-Gemeindepolitiker darin bestärkt, ihre lokalen Anstrengungen im Sinne eines nachhaltigen und verantwortungsvollen Energieverbrauchs auszubauen, heißt es in dem Kommuniqué. In Wirklichkeit sind DP-geführte Gemeinden jedoch nicht dafür bekannt, besonders nachhaltig zu sein. Die Stadt Luxemburg, wo die DP seit 1969 ununterbrochen das Bürgermeisteramt besetzt, steht seit Jahren wegen ihrer unzureichenden Fuß- und Radwegeinfrastruktur in der Kritik. Jahrzehntelang wehrte sie sich gegen den Bau einer Tram zugunsten von Bussen, die wesentlich mehr Energie verbrauchen. Die Grünen kritisieren, dass es in der Hauptstadt an einer klaren Strategie für den Ausstieg aus fossilen Brennstoffen fehle. So dass man davon ausgehen muss, der Wahlkampf habe unter dem neuen Parteipräsidenten Lex Delles für die DP längst begonnen. Tatsächlich sind es bis zu den Gemeindewahlen nur noch zehn Monate. Die kann man schon mal opfern, wenn man *ambitiéis an nohalteg* weiterregieren will..II

P O L I Z E I

Kamera läuft

Polizeiminister Henri Kox (Grüne) reichte am Mittwoch im Parlament

den Gesetzentwurf zur Nutzung von Körperkameras durch die Polizei ein. Der Text präzisiert, dass Polizist/innen in der Regel werden ankündigen müssen, wenn sie jemanden aufnehmen. Es sei denn, der Polizeieinsatz ist mit einer großen Menschenmenge konfrontiert oder würde durch die Ankündigung beeinträchtigt. Laut Motivenbericht zum Entwurf habe die Polizei es seit 2018 mit 283 Akten von „rébellion“ und 848 „outrages“ zu tun gehabt. Im gleichen Zeitraum habe die Generalinspektion der Polizei in 102 Fällen Ermittlungen wegen angeblicher Körperverletzungen oder falscher Behandlungen durch Polizist/innen eingeleitet. Somit sei von den Kameras zu erwarten, „in beide Richtungen“ nützlich zu sein. Die Kosten für die Anschaffung der Kameras, die Speicherung der Daten und die Ausbildung an den Geräten werden auf 5,97 Millionen Euro in fünf Jahren veranschlagt. pf

Gegendarstellung

In der Ausgabe vom 12. August steht im Anhang zu einem Interview mit CGFP-Präsident Romain Wolff zu lesen, dass es „dem neuen Generalsekretär“ Steve Heiliger bisher nicht gelungen sei, „aus Wolffs Schatten herauszutreten“. Die CGFP stellt fest, dass sich dies so interpretieren lassen könnte, als habe der aktuelle Generalsekretär die Absicht, den CGFP-Nationalpräsidenten in seiner Rolle und seinen Zuständigkeiten einzuschränken. Die CGFP stellt klar, dass dem nicht so ist. Seit der Übernahme der CGFP-Führung durch die derzeitige Exekutive gibt es eine klare Aufgabenteilung zwischen dem Vorsitzenden, dem Generalsekretär und den weiteren Mitgliedern im höchsten CGFP-Gremium. Präsident und Generalsekretär vertreten die Interessen der CGFP nach außen im Wechselspiel, wie es die zahlreichen Pressebeiträge, Radio- und Fernsehinterviews der vergangenen Jahre zeigten. Mitgeteilt von der CGFP



Schlanke Stat

Bernard Thomas



La cantine de la fonction publique, gérée par la CGFP, boulevard Roosevelt

Ministre des Finances, Luc Frieden refusait d'effort les administrations fiscales. Une rigueur qui se voulait exemplaire, mais qui se révéla myope : L'affaire « Luxleaks » fera apparaître le Grand-Duché comme un « failed state » aux yeux du monde entier. Élu président de la Chambre de commerce en 2019, l'ancien ministre CSV persiste et signe. Sans ouvertement plaider pour le « schlanke Stat » (une position que même le DP a entretemps abandonnée), l'institution patronale propose aujourd'hui d'en « stabiliser » la croissance. Dans une étude publiée le mois dernier, elle critique la « concurrence déloyale » que représenterait un secteur public qui recrute à tour de bras pour compenser les départs à la retraite et suivre la hausse démographique. Contre ce « véritable drainage des jeunes diplômés vers la fonction publique », un seul remède : « une digitalisation accrue ».

Le papier de la Chambre de commerce a été échaudé par un groupe de travail ad hoc, mené par le membre élu Marc Niederkorn. Ce directeur local de McKinsey base la majeure partie de ses projections sur « une étude reconnue » de McKinsey. Le cabinet de conseil américain estimait en 2017 que le secteur de l'éducation présenterait un « potentiel d'automatisation » de 26 pour cent des activités. Une part qui s'élèverait à 37 pour cent pour l'administration publique et à 36 pour cent pour le secteur de santé. « À moyen terme », onze milliards d'euros pourraient ainsi être « économisés », en déduit la Chambre de commerce. « Ce potentiel se compose d'une partie d'emplois réorganisés et d'une partie d'emplois supprimés », lit-on dans les annexes du papier de l'institution patronale. Puis, une phrase plus loin : « Il n'y aura pas de suppression de postes, mais des départs en retraite non remplacés ».

Dans son étude européenne de 2017, McKinsey chante les louanges de la digitalisation du secteur de l'éducation, promettant un « contrôle des coûts », un « boost de qualité » et une augmentation de la « scalability ». L'avenir appartiendrait aux « virtual classrooms ». Elles représenteraient un modèle « flexible » et « plus personnalisé ». Ces prévisions techno-optimistes n'ont pas résisté au test grandeur nature qu'a constitué la pandémie de Covid-19. La généralisation du *homeschooling* a creusé les inégalités scolaires, sans parler de ses effets psychologiques. Un retour d'expérience ignoré par la Chambre de commerce, qui se contente de régurgiter les mots d'ordre d'hier. Face au *Land*, le directeur de la Chambre de commerce, Carlo Thelen, tente de relativiser : Il ne faudrait « pas surestimer » l'étude de McKinsey, qui serait « effectivement un peu outdated ». Mais des gains d'efficacité seraient toujours possibles dans l'Éducation, « des choses comme scanner les bulletins ou digitaliser les échanges avec les élèves ». (En réalité, la communication entre profs et lycéens passe déjà par les canaux digitaux.)

Alors que la Commission européenne vient de décerner au Luxembourg la troisième place dans son « eGovernment Benchmark », le papier de la Chambre de commerce estime que le secteur public a accumulé « un retard significatif » dans sa « transformation digitale ». Carlo Thelen s'affiche plus diplomatique, louant les efforts gouvernementaux, tout en plaidant pour une approche « holistique », notamment d'échange des données entre des administrations qui seraient toujours prises dans une « pensée de silo ». Mais l'institution patronale cuisine avec des ingrédients statistiques non-traçables. Le « secteur

Le secteur de l'éducation présenterait un « potentiel d'automatisation » de 26 pour cent, estime la Chambre de Commerce. Elle dénonce un « drainage » vers le secteur public

public », lit-on dans l'étude, emploierait « environ 100 000 personnes » ; « à politique inchangée », il atteindrait 130 000 emplois à l'horizon 2030. Prise au sens propre, la fonction publique n'employait que 32 848 agents fin 2021. Selon l'OCDE, le Luxembourg se classe à la 28^e place (sur 34 pays analysés) en termes d'« employment in general government ». Tandis que dans les pays scandinaves, la part de fonctionnaires atteint les trente pour cent de la population active, elle oscille entre douze et treize pour cent au Luxembourg. Pour les besoins de son *pitch*, la Chambre de commerce a fait gonfler cette part de douze à 21 pour cent, y assimilant en vrac l'ensemble du secteur « santé humaine et action sociale », des cabinets de dentistes aux crèches privées, en passant par le complexe « paraétatique ». D'après les derniers chiffres du Statec, ce-dernier pèse lourd : Hôpitaux Robert Schuman (2 390 salariés), Servior (2 160), Hëllef Doheim (2 050), Elisabeth (2 000), Centre hospitalier Emile Mayrisch (1 960), Croix Rouge (1 270), Caritas (800).

Ce bloc remonte en majeure partie aux congrégations religieuses du XIX^e siècle. Que des hommes politiques libéraux – et anticléricaux – en aient favorisé l'essor restera comme une des grandes ruses de l'Histoire luxembourgeoise. Afin de ménager le budget de l'État, le Président du gouvernement (1888-1915) Paul Eyschen externalisa le *care work* à des filles de paysans, sous-payées et surexploitées : les nonnes. L'historien Paul Zahlen parle dans ce contexte d'un « système sociopolitique hybride » qui tient par des « prises de participation croisées ». Au moment de la séparation entre l'Église et l'État en 2016, personne n'osa toucher à cet arrangement séculier, tellement les congrégations et les organismes qu'elles ont engendrés sont indissociables du tissu social et hospitalier.

Le Luxembourg craque aujourd'hui sous le poids de sa croissance. La pénurie de main d'œuvre frappe tous les secteurs, publics et privés. Les administrations publiques sont entrées en surchauffe. Longtemps célébré par Jean-Claude Juncker, « le génie luxembourgeois » – c'est-à-dire un petit nombre de commis de l'État traitent un grand nombre de dossiers – a plié sous l'accumulation et la complexification des dossiers européens. Le moins-disant institutionnel, jadis favorisé par Luc Frieden, est devenu nuisible au modèle d'affaires. À l'heure où le Luxembourg fait miroiter sa grande transformation de « tax haven » en « safe haven », son appareil de régulation et de supervision doit paraître crédible. La politique de recrutement à l'Administration des contributions directes illustre cette accélération : En 1977, elle comptait trois fonctionnaires dans la carrière supérieure. D'après les rapports annuels, ce nombre passe à quinze en 2007, puis à 73 en 2017, pour atteindre 207 en 2021.

Tentant désespérément de recruter du personnel, le ministère de la Fonction publique a lancé une campagne publicitaire, « À Talenter am Déngscht vum Bierger ». Dans une trentaine de clips faits maison et accompagnés d'une musiquette pseudo-palpitante, les administrations se présentent. Un agent pénitentiaire confie qu'il a toujours voulu faire « un métier en uniforme » et que la réalité à Schragg serait « complètement différente de ce qu'on voit dans les films ». Une stagiaire relate son passage « de l'autre côté », d'une fiduciaire à l'enregistrement, et l'importance d'être à l'écoute des « assujettis ». Une autre recrue récente estime qu'« un bon fonctionnaire » se caractériserait par « la patience ». Un responsable du cadastre évoque la structure d'âge en forme de pyramide inversée : « On a donc de bonnes chances de monter l'échelle ».

Il avait fallu la pression de la Cour de Justice et de la Commission européennes avant que le Parlement ne se décide, une semaine avant Noël 2009, à élargir l'accès à la fonction publique aux non-Luxembourgeois. La ministre Octavie Modert (CSV) s'en réjouit : « De Pays réel gëtt nach méi reell ». Mais dans les faits, les examens dans les trois langues administratives allaient former un barrage à l'intégration. L'ouverture est lente à se concrétiser. Selon les derniers chiffres du ministère de la Fonction publique, seulement 7,6 pour cent des agents de l'État (fonctionnaires et employés) sont actuellement des non-Luxembourgeois. (En 2016, ce taux était de 5,6 pour cent.) « La CGFP n'a jamais revendiqué des recrutements massifs », déclarait son président, Romain Wolff, la semaine dernière au *Land*. En 1994, le syndicat corporatiste estimait encore qu'une fonction publique réservée exclusivement aux Luxembourgeois constituerait « le seul rempart contre le noyautage de nos structures étatiques, et contre la dilution, et en fin de compte, la sape de notre identité nationale ». Si la CGFP a entretemps abandonné un tel discours xénophobe, elle maintient sa position protectionniste : « Toute dérogation à la maîtrise des trois langues administratives doit être strictement limitée », rappelait-elle en décembre. Le conseil de gouvernement peut d'ores et déjà dispenser un candidat d'une ou de deux langues administratives. La pandémie a provoqué un doublement de ces exemptions linguistiques, qui sont passées à 241 en 2021.

Diplomatie, fisc, police, magistrature, renseignements : certains emplois comportant « une participation à l'exercice de la puissance publique » ou ayant comme objet la « sauvegarde des intérêts généraux de l'État » restent réservés aux seuls nationaux. Dès novembre 2017, alors qu'il était encore ministre de la Fonction publique, Dan Kersch (LSAP) avait sonné l'alerte devant la commission parlementaire : « Dans un avenir proche, l'ambition de nourrir les postes de la fonction publique luxembourgeoise, et plus particulièrement ceux de nature régalienne, exclusivement par des nationaux se verra confrontée au mur de la croissance démographique continue de notre pays ». La ministre de la Justice, Sam Tanson (Déi Gréng), a lancé un premier ballon d'essai. Elle a déposé un projet de loi qui introduit la fonction de « référendaire de justice ». Censés décharger des magistrats débordés, ces postes d'assistants seront ouverts aux ressortissants européens. La CGFP a illico dénoncé « un précédent néfaste ». En 2009, l'éternel président de la CGFP, Jos Daleiden, avait formulé le credo de sa corporation : « Notre peau luxembourgeoise nous est plus proche que la chemise européenne ». ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Ländliche Idylle

Die vorgezogenen Kammerwahlen nach dem Sturz Jean-Claude Junckers 2013 verwirren die Parteiapparate. Seither basteln sie am Wahlgesetz herum, um die nächsten Kammer- und Gemeindewahlen vorzubereiten. Gerade beschloss das Parlament, die Größe der Gemeinderäte auf der Grundlage des nationalen Personenverzeichnisses festzulegen.

Bei Gemeindewahlen ist das Wahlsystem nicht für alle gleich. Es hängt von der Einwohnerzahl ab. In Gemeinden mit weniger als 3 000 Einwohnern dürfen statt Parteien und Bürgerinnenlisten nur Einzelpersonen kandidieren: Bei den Gemeindewahlen 2017 wählten 53 Gemeinden nach dem Majorzsystem. Davon dürfte ein halbes Dutzend nächstes Jahr nach dem Proporzsystem wählen – dank Bevölkerungswachstum und Gemeindefusionen.

Konservative Stimmen fordern neuerdings wieder mehr Majorz. Kurz bevor er einem Putsch zum Opfer fiel, hatte CSV-Präsident Frank Engel ein Wahlprogramm *Mir, d'CSV. Mir zu Lëtzebuerg* verfasst. Er verlangte, „datt a Gemenge méi laang ka nom Majorzsystem gewielt ginn. Parteilëschte maachen haut a Gemenge vun 3 000 Awunner kee Sënn méi“.

Der ehemalige Bürmeringer Bürgermeister André Vandendries reichte im Juni beim Parlament eine Unterschriftensammlung ein für „d'Eropsetze vun der Zuel vun den Awunner bei der Berechnung vum Majorz-respektiv vum Proporzsystem vun 3 000 op 15 000“. Sie kam nicht über 313 Unterschriften hinaus.

Das Majorzsystem ist ein versteinertes Rest des Obrigkeitsstaats aus dem 19. Jahrhundert. Damals leisteten sich die besitzenden Klassen ein zweistufiges Majorzsystem. Damit selbst durch den Wahlzensus berechnete Wähler keine Stimme gegen die herrschenden Verhältnisse abgeben konnten.

„Le système majoritaire qui exclut la majorité moins un des suffrages, est incompatible avec la vraie démocratie et contraire à l'égalité des citoyens qui doivent tous être représentés.“ So die Zentralsektion des Parlaments 1919 zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts. „Le suffrage universel sans représentation proportionnelle est un leurre.“

Das Majorzsystem hat in der Hälfte der Gemeinden (und bei Ausschusswahlen)

überlebt. Wo es nicht beibehalten wurde, wurde es durch das Panaschieren ersetzt. Das Panaschieren lässt den Geist des Majorzsystems im Proporzsystem weiterleben.

Bei der Wahlrechtsreform von 2003 wurden die Sektionen und Stichwahlen in den Majorzgemeinden abgeschafft. Das System selbst wurde beibehalten. Auch bei allen weiteren Gesetzesänderungen.

Konservative Stimmen fordern eine Rückkehr zu mehr Majorzsystem, der Kinderversion von Parlamentarismus

Statt über politische Standpunkte wird im Majorzsystem über Personen abgestimmt. Es verhindert die solidarische Willensbildung und Kandidatur von politisch Gleichgesinnten. Von Interessengruppen, Bürgerinnenlisten, Parteien. Es verhindert die anteilige Vertretung politischer Minderheiten.

Das Majorzsystem beschränkt Lokalpolitik auf eine administrative Beschäftigung. Es fördert Gemeindemütter und Gemeindeväter, denen der Zweck ihres Tuns fremd bleibt. Die keine Politik machen wollen: fleißige, geltungsbedürftige Beamte, Hausfrauen, Rentner, Vereinsmenschen. Sie wollen einer Allgemeinheit mit Verkehrsampeln, Spielplätzen und Mülltrennung dienen. Oder in ihrer Partei eine landespolitische Laufbahn anmelden.

Heute sichert das Majorzsystem nicht mehr das politische Monopol der Großgrundbesitzer und Fabrikherren. Es bleibt die Playmobil-Version von Parlamentarismus: Demokratie ist für Erwachsene, nichts für kleine Gemeinden. Es kanalisiert nicht widersprüchliche Interessen gesellschaftlicher Klassen, wie das Proporzsystem. Es kaschiert sie hinter einer ländlichen Idylle von *Villes et villages fleuris*.

Auguste Lieschs genüssige Feldmaus Ketti wählt im Bürmeringer Dorf nach dem Mehrheitswahlrecht, ihre eitle Kusine Mim in der verruchten Stadt nach dem Verhältniswahlrecht. Das Majorzsystem schützt unschuldige Landgemeinden vor der moralischen Verderbtheit der Parteipolitik, loben Parteipolitiker. ● Romain Hilgert



Das Majorzsystem kaschiert

Widersprüche hinter einer ländlichen

Idylle von Villes et villages fleuris

Feuchte Träume

Luc Laboulle

Spätestens seit Corona boomt das Geschäft mit privaten Swimmingpools. Die Hitzewellen tun ein Übriges. Mit Billigpools aus dem Baumarkt können auch ärmere Haushalte dem Trend folgen, vorausgesetzt sie haben einen Garten. Der Trinkwasserbedarf ist beträchtlich

Regeln „Hé, mon ami! C'est la première fois que tu viens ici? À l'intérieur, il est interdit de fumer. Je vais t'expliquer les règles“, raunzt mich der zwei Meter große Mann vom privaten Sicherheitsdienst vor dem Eingang an. Er meint es vermutlich nicht böse, doch wegen seiner imposanten Statur wirkt alles, was er sagt und tut, irgendwie bedrohlich. Neben ihm auf einem ausklappbaren Holztisch aufgereiht stehen mehrere Flaschen Deodorant, die genau wie mitgebrachte Getränke im öffentlichen Freibad in Düdelingen als Gefahrgut gelten. „Je suis déjà venu. Je sais qu'il est interdit de sortir pour fumer, une fois qu'on est dedans“, antworte ich etwas verlegen und nehme noch einen letzten Zug, bevor ich die Kippe in den etwas weiter entfernten Mülleimer werfe. Doch der Sicherheitsmann pfeift mich zurück. „Les shorts sont interdits. Montre-moi ton maillot de bain.“ Auch das wusste ich schon, deshalb hatte ich meine eng anliegende Badehose eingepackt. Ich öffne meine Tasche und zeige sie dem Türsteher. Er scheint zufrieden: „Ça va, tu peux y aller.“

Das Freibad ist an diesem frühen Freitagabend nicht so gut besucht wie am Sonntagnachmittag vor drei Wochen. Auch das 50-Meter-Becken ist diesmal nicht so voll. Die Sonne versinkt allmählich hinter dem Hauptgebäude, wo früher der Eingang war. Trotzdem ist das Wasser wegen der außergewöhnlich hohen Außentemperatur noch angenehm warm. Ich ziehe meine Bahnen, schwimme abwechselnd Brust und Freistil. 50 Meter sind lang, die letzte Zigarette hätte ich mir sparen sollen.

Obwohl das Becken riesengroß ist, muss ich gut aufpassen, dass ich nicht mit anderen Schwimmern kollidiere: Jugendliche, die sich mutig vom Fünf-Meter-Turm stürzen und so schnell wie möglich wieder aus dem Wasser wollen, um den nächsten Sprung zu wagen; ältere Damen, die gemächlich ihre Runden drehen, peinlich darauf achtend, dass ihre Haare nicht mit dem Wasser in Berührung kommen; Paare, die sich eng umschlungen ihrer Liebe zueinander hingeben; Väter mit Kindern, die Breiten statt Längen schwimmen, weil die Entfernung kürzer ist; Halbwüchsige, die Saltos vom Beckenrand springen und danach für einige Sekunden orientierungslos umher treiben; ein muskulöser Sportschwimmer mit Flossen, der pfeilschnell durch das Wasser schießt. Insbesondere beim Freistil ist es nicht leicht, sie alle im Blick zu behalten.

Gegenstrom In dem Moment wünsche ich mir, ich wäre reich und hätte ein Haus mit Garten und einem Privatpool. Obwohl die zum Bahnen ziehen eigentlich viel zu klein sind, ist es dank technischer Innovation inzwischen möglich, auch in kleinen Pools Sportschwimmen zu betreiben. Mit einer sogenannten Gegenstromanlage schwimmt man wortwörtlich gegen den künstlich erzeugten Strom, jedoch ohne sich von der Stelle zu bewegen. Aber auch ohne Gegenstromanlage kann ein Privatpool durchaus angenehm sein: Nach einem langen, heißen Arbeitstag bietet er Erfrischung und in Kombination mit einem kühlen Drink (und einer Zigarette) kann so ein Bad durchaus entspannend wirken. Kinder können sich während der langen Sommerferien darin vergnügen, die Eltern an den Wochenenden Poolpartys feiern und sich am nächsten Morgen verkaternd einfach auf dem Wasser treiben lassen.

Privatpools sind vor allem in Neusiedlungen im Speckgürtel der Hauptstadt beliebt: In Bridel, Senningen, Leudelingen und Rammeldingen, wo viele Expats wohnen. Aber auch in anderen Dörfern, in denen Vermögende und die von der hohen Inflation kaum betroffenen Angehörigen der oberen beiden Einkommensquintile sich niedergelassen haben, sind sie zu finden. Wieviele Haushalte sich in Luxemburg dieses Vergnügens gönnen, ist nicht bekannt. Privatpools seien eben „privat“ und würden deshalb nicht von den Behörden erfasst, heißt es aus den Ministerien und vom Stateg. Konstrukteure schätzen, dass in den vergangenen beiden Jahrzehnten jährlich um die 100 gebaut wurden; in den letzten 20 Jahren dürften demnach rund 2 000 neue Privatpools entstanden sein.

Seit 2020 sei die Zahl der Anfragen enorm gestiegen, sagt Joël Back im Gespräch mit dem *Land*. Back ist Gründer und Geschäftsführer des

Schwimmbadbauers Aquadeluxe, der seit über 15 Jahren in diesem Bereich tätig ist. Menschen, die bereits seit längerem über die Anschaffung eines eigenen Pools nachdachten, hätten während Corona endlich den Schritt gewagt; was während des Lockdowns und in Zeiten von Reisebeschränkungen durchaus bequem erschien. Doch inzwischen verbringen viele ihren Urlaub wieder am Meer. Abzureißen scheint der Boom trotzdem nicht. Die wegen des Klimawandels immer länger und heißer werdenden Hitzewellen spielen dabei sicherlich eine Rolle. Überfüllte Badeseen und Freibäder vielleicht auch. Nicht zuletzt trägt die zunehmende Individualisierung der Gesellschaft dazu bei, dass Menschen, die über ausreichend Budget und Land verfügen, sich ihr eigenes kleines Paradies zuhause im Garten erschaffen. Auf andere Rücksicht zu nehmen brauchen sie dort nicht, niemand steht ihnen im Weg.

In den vergangenen 20 Jahren haben sich in Luxemburg drei größere Firmen etabliert, die Schwimmbecken, Whirlpools und ähnliche Anlagen bauen. Konkurrenz haben sie fast nur aus der Grenzregion. Wegen der hohen Nachfrage während Corona wurden in den vergangenen beiden Jahren jedoch neue Unternehmen von Quereinsteigern gegründet oder Baufirmen haben ihren Geschäftsbereich erweitert. Diesen Trend habe es aber auch schon vor 2020 gegeben, sagt Joël Back: Die einen kommen, die anderen gehen. Pools verkaufen, ist nicht allzu kompliziert: Eine Ausbildung braucht man dafür nicht, nur eine Handelsermächtigung; die Becken aus Kunststoff, Edelstahl oder Beton werden im Katalog ausgesucht, im Ausland nach Maß angefertigt und geliefert; den Aushub und die Installation übernehmen – im Idealfall – Fachfirmen.

Konstrukteure schätzen, dass in den vergangenen beiden Jahrzehnten jährlich um die 100 gebaut wurden; in den letzten 20 Jahren dürften demnach rund 2 000 neue Privatpools entstanden sein

Samt Einbau kostet ein Pool in etwa so viel wie ein Luxuswagen. Inklusive Montage und Arbeitskosten müsse man bei ihm mit rund 100 000 Euro rechnen, sagt Back. Nach oben seien fast keine Grenzen gesetzt. Andere Anbieter haben schon Modelle für weniger als 50 000 Euro im Sortiment. Insgesamt seien die Pools im Laufe der Zeit kleiner geworden. Lagen die Standardmaße vor 15 Jahren noch bei zehn mal fünf Metern, würden inzwischen immer häufiger die Maße 3,50 bis vier mal acht Meter verkauft, bei einer Tiefe von 1,50 bis zwei Meter. 60 Prozent der Schwimmbäder baut Aquadeluxe im Innenbereich, lediglich 40 Prozent sind Outdoor-Pools.

Backwashing Um sie zu füllen, werden je nach Größe 40 000 bis 80 000 Liter Trinkwasser ge-

braucht. Mit dieser Menge kann ein Mensch ein ganzes Jahr lang zweimal täglich fünf Minuten duschen. Befüllt werden muss der Pool in der Regel nur einmal im Jahr. Mit der richtigen Abdeckung kann man das Wasser in Outdoor-Pools sogar im Herbst und Winter im Becken lassen. 200 bis 400 Liter pro Woche gehen durch Verdunstung und das sogenannte Backwashing verloren. Beim Backwashing werden Sand, Algen und Schmutzpartikel aus dem Filter herausgewaschen. Dieses Wasser kann anschließend für die Bewässerung des Gartens verwendet werden. Entsprechende Auffangbecken können optional mitbestellt werden. Für den Wasserverbrauch problematisch sind Lecks, die meist durch nicht fachgerechte Installation oder undichte Anschlüsse entstehen. Deren Abdichtung sei eine Aufgabe, mit der seine Firma häufig befasst werde, erzählt Joël Back.

Nicht zu unterschätzen ist auch der Energieverbrauch durch Wärmepumpen oder die mit Gas oder Heizöl betriebenen Wärmetauscher. Kaum ein Schwimmbad kommt noch ohne sie aus. Insgesamt müsse mit Unterhaltskosten von 2 000 Euro pro Jahr gerechnet werden, schätzt Back, chemische Produkte wie Chlor und Heizkosten inklusive.

Gesetzlich geregelt ist das Anlegen von Privatschwimmbädern in Luxemburg nicht. Wenn der Pool in die Erde eingelassen wird, braucht es lediglich eine Baugenehmigung von der Gemeinde. Ab 200 Kubikmeter Füllvolumen muss das Becken an den Kanal angeschlossen werden, was aber auch schon bei kleineren Pools üblich ist. Manche Gemeinden haben die Höchstfläche begrenzt, wie Mondorf, wo nur noch Pools bis 28 Quadratmeter erlaubt sind. Im Reichenviertel Belair in der Stadt

Luxemburg sei das Anlegen neuer Pools sogar verboten, berichtete *Le Quotidien* im Februar.

Keine Genehmigung wird für aufblasbare oder aufstellbare Becken aus dem Baumarkt benötigt. Die etwas teureren Aufstellpools sind schon für wenige hundert Euro zu haben. Samt Sandfilter- oder Kartuschenfilteranlage. Ihr Fassungsvermögen liegt in der Regel zwischen 3 000 und 8 000 Liter. Diese „demokratisierte“, massentaugliche Version der Luxuspools für handwerklich begabte Amateure bringt aber einige Probleme mit sich. Häufig seien sie undicht und nicht professionell angeschlossen, sagt Back. Vor einem Monat hatte das Wasserwirtschaftsamt wegen der anhaltenden Trockenheit die *phase de vigilance* beim Trinkwasserverbrauch ausgerufen. In dem Zusammenhang hatte die Behörde erklärt, dass an besonders warmen Tagen viele Bürger ihre Pools gleichzeitig befüllten, was in einigen Gemeinden zu einem erheblichen Anstieg des Trinkwasserverbrauchs geführt habe. Auch müsse das Wasser aus hygienischen Gründen regelmäßig gewechselt oder mit chemischen Produkten behandelt werden, warnte das Wasserwirtschaftsamt, und empfahl dem Volk, lieber ins öffentliche Freibad zu gehen. Dieser Ratschlag galt aber nur für die Besitzer günstiger Pools. Eigentümer teurer Luxuspools durften weiterhin in ihrem Garten planschen. Sie hatten ihr Becken schließlich bestenfalls schon im Frühjahr gefüllt, als Trinkwasser noch in großen Mengen verfügbar war.

Ähnlich verhält es sich mit der Empfehlung des Wasserwirtschaftsamts, in Zeiten von Trockenheit lieber zu duschen als zu baden, und dabei noch das Wasser abzustellen, während man sich einseift. Für das Befüllen einer Badewanne werden 150 bis 200 Liter Wasser gebraucht, für eine fünfminütige Dusche sind es lediglich 80 Liter. Von den 200 bis 400 Litern, die wöchentlich durch das Backwashing im Privatpool verloren gehen, steht in der Warnung des Wasserwirtschaftsamts nichts. Verbote kann die Behörde eh nicht aussprechen, das können nur die Gemeinden, wenn das Wasser wirklich knapp zu werden droht.

Luxussteuer Joël Back sieht durchaus ein, dass seine Kund/innen mehr Wasser verbrauchen als solche, die nicht über ein eigenes Schwimmbad verfügen. Sie könnten es sich eben leisten. Deshalb plädiert er für eine jährliche Steuer oder Gebühr für Poolbesitzer: „Meinetwegen 3 000 oder 5 000 Euro pro Jahr. Leute, die sich einen Pool für 100 000 Euro kaufen, können das bezahlen.“ Diese Einnahmen könnten Staat und Gemeinden dazu verwenden, um Projekte zur Verbesserung des Trinkwassers oder im Bereich des Klimaschutzes zu finanzieren, so seine Idee.

Eine solche Luxus-Wassersteuer sei von der Regierung zurzeit nicht geplant, bestätigt Luc Zwank, stellvertretender Direktor des Wasserwirtschaftsamts, gegenüber dem *Land*. Auch andere Regelungen und Beschränkungen im Bereich von Privatpools seien nicht vorgesehen. Als umweltverträglichere Alternative zu herkömmlichen Pools führt Zwank die sogenannten Naturpools an. Sie sind zwar platzaufwändiger, doch kann auf den Einsatz von Chemikalien weitgehend verzichtet werden. Neben einem Schwimmbereich verfügen sie noch über einen angegliederten Naturteich, wo Pflanzen und andere Organismen das Wasser auf natürliche Art und Weise reinigen.

Für reiche umweltbewusste Familien mit einem Hang zu Statussymbolen dürften Naturpools sicherlich eine sinnvolle Anschaffung darstellen. Schließlich dienen Privatpools nicht nur der Abkühlung und dem Vergnügen an heißen Sommertagen. Sie dienen auch der Schaffung von Mehrwert auf dem Wohnungsmarkt: „Pour le plaisir de la baignade, bien sûr, mais aussi parce que c'est un investissement très profitable pour la valeur de votre maison“, empfiehlt die BIL ihren Kunden auf ihrer Webseite. In den Immobilienanzeigen kosten Häuser mit eigenem Pool selten weniger als zwei Millionen Euro; in guter Lage und je nach Größe des Hauses und des Grundstücks liegen die Preise eher bei vier bis sieben Millionen Euro. Bei Neubauten in diesen Preisklassen rate der Architekt den Eigentümern häufig, den Pool gleich mit einzuplanen, sagt Joël Back: „Bei Häusern ab drei Millionen Euro kommt es auf die 150 000 Euro für ein Schwimmbaden auch nicht mehr an.“ ●



FRANCE

Diffraction

Jean-Marie Schaeffer

Vers la fin du régime présidentiel ?

Depuis l'institution de la Cinquième République par le Général de Gaulle en 1958, la France avait habité l'Europe à un régime présidentiel fort et une alternance entre des pouvoirs de droite et (moins souvent) de gauche. Le projet présidentiel d'Emmanuel Macron en 2017 voulait casser la logique droite-gauche et en même temps renforcer le pouvoir présidentiel grâce à la construction d'une super-majorité centriste « mordant » sur les deux camps classiques par la gestion tactique d'un programme de gouvernement s'adossant, selon les projets de loi, majoritairement sur l'une ou l'autre des deux sensibilités.

Les législatives du mois de juin de cette année ont mis à bas cette stratégie. N'ayant obtenu qu'une majorité relative de députés, le Président doit désormais compter avec un parlement qui a vu se reconstituer une nouvelle opposition de droite (composée de la droite classique et du Rassemblement national, RN) et une nouvelle opposition de gauche (regroupant socialistes, PCF, écologistes et La France insoumise, LFI). Concrètement, tout projet de loi est désormais à la merci d'une coalition de l'ensemble de ces forces d'opposition. Ce n'est pas pour rien qu'Elisabeth Borne a préféré ne pas solliciter un vote de confiance comme c'était de coutume pour tout nouveau gouvernement : elle risquait de le perdre face à une opposition, certes constituée de courants incompatibles les uns avec les autres en termes de programmes, mais unie par une commune détestation du locataire actuel de l'Élysée.

Un premier coup de semonce ne se fit pas attendre : dès le premier projet de loi présenté devant le Parlement, portant sur la reconduction d'un certain nombre de mesures contre la Covid, les oppositions réunies firent barrage à l'article qui aurait permis au gouvernement d'exiger un « pass sanitaire » pour entrer en France. Peu après, lors du vote de la loi de finances rectificative, le gouvernement dut faire des concessions à la droite concernant le volet de la défiscalisation des heures supplémentaires pour faire adopter son projet de loi, dont les enjeux centraux étaient le pouvoir d'achat et la renationalisation totale d'EDF. Dernier couac en date, plus symbolique, mais d'autant plus révélateur quant à la volonté du nouveau Parlement de contrôler le gouvernement : le rejet du projet de loi de règlement du budget 2021, grâce à une alliance de toutes les oppositions (RN, LR, Nupes), ce qui forcera le gouvernement à redéposer, via le conseil des ministres, un nouveau projet de loi de règlement à la rentrée parlementaire. Les critiques sur le fond émises par les uns et les autres reflétaient les différends profonds entre les diverses oppositions, mais tout le monde se retrouvait sur un point, en l'occurrence la dénonciation de la manière de procéder du gouvernement qui pensait pouvoir passer ce texte (en grande partie technique et qui d'habitude passe « automatiquement ») à la hussarde, juste avant les vacances du mois d'août.

Lors de la première incartade, celle concernant le projet de loi consacré à la Covid 19, Emmanuel Macron, lors de son entretien présidentiel du Quatorze Juillet, avait tenté d'en minimiser la signification en parlant d'un simple « coup de chaud nocturne » et en qualifiant d'« attelage baroque » l'alliance nouée pour l'occasion entre la NUPES, LR et RN. Mais cet « attelage baroque » s'est reformé à l'occasion du vote du projet

Emmanuel et Brigitte Macron, avec des membres du gouvernement à l'occasion de la fête nationale du 14 juillet



de loi du règlement du budget 2021. Rien ne garantit donc qu'il ne se reformera pas à l'avenir à propos d'autres projets de loi, dont ceux qui sont au cœur même du programme du gouvernement, comme la réforme des retraites. Dans certains contextes, être « contre » le gouvernement est plus déterminant pour le vote des parlementaires d'opposition que la nature des désaccords, ce en quoi les députés ne font que se conformer à un comportement massivement documenté chez les électeurs de base, chez qui le vote « contre » l'emporte souvent sur le vote d'adhésion.

Dans les premiers jours suivant les élections, le camp présidentiel avait cru pouvoir contourner le problème de sa majorité relative en avançant l'idée d'un programme de coalition avec le Les Républicains, ou du moins avec sa partie Macron-compatible. Peine perdue : les députés LR, requinqués par un résultat aux législatives moins désastreux que prévu (étant donné le score de la candidate LR à la Présidence), avaient compris qu'ils avaient tout à perdre en se fondant dans la majorité présidentielle, alors que s'ils gardaient leur autonomie, ils pouvaient se positionner en opposition raisonnable et prête au compromis sur certaines questions, leur permettant de se démarquer à la fois du camp macronien et du parti de Marine Le Pen.

Pour le Président, son gouvernement et ses députés, il n'y a donc désormais qu'une seule tactique de rechange : construire des majorités de circonstance, différentes selon les projets de loi concernés. Tout indique que les députés et le gouvernement commencent à intérioriser cette contrainte, qui implique notamment de consulter les oppositions en amont du dépôt des projets de loi et de négocier des compromis. De ce point de vue, le positionnement centriste du projet de Macron constitue un atout. La tactique aurait en effet été vouée à l'échec si le rapport actuel des forces parlementaires était encore dominé, comme il l'a été durant des décennies, par le binarisme droite-gauche. C'est parce que la représentation parlementaire actuelle est divisée en de multiples sensibilités différentes que la constitution de majorités circonstancielles est une possibilité réaliste. Le phénomène de diffraction se constate même à l'intérieur des regroupements de partis. Ainsi l'opposition de gauche (la NUPES) est loin de constituer un bloc uni, comme l'ont montré les premiers votes où

ses trois composantes centrales – socialistes, écologistes et mélenchonistes – n'ont pas voté de la même manière en toute occasion. Cela risque aussi de se reproduire à l'avenir, notamment en politique étrangère comme l'ont illustré les réactions très négatives des élus socialistes et écologistes à la dernière sortie de Jean-Luc Mélenchon, à savoir son plaidoyer en faveur d'une neutralité dans le conflit entre Pékin et Taïpeh. Ceci dit, l'éclatement affecte aussi le camp présidentiel : au début de la législature 2017-2022 le parti du Président (LREM) avait la majorité absolue, donc aurait pu survivre même à une défection du Modem, alors que ce n'est plus le cas après les dernières élections : non seulement l'ensemble des partis soutenant le président n'a plus la majorité à l'Assemblée, mais de surcroît, la naissance d'un troisième parti, « Horizons » (dirigé par l'ex-premier ministre de Macron, Edouard Philippe), a affaibli le pouvoir décisionnel du Président sur « sa » majorité.

La situation actuelle est-elle simplement circonstancielle, c'est-à-dire due pour l'essentiel aux péripéties singulières des législatives de 2022, ou annonce-t-elle un changement structurel du modèle politique français ? Faire des prédictions dans le domaine politique est toujours chose risquée surtout dans le cas des pouvoirs démocratiques où les renversements

de situation font partie de la normalité. Cependant, il est peu probable que la situation actuelle soit une exception, au sens où l'a été la situation créée par Mitterrand lors de l'introduction de la proportionnelle en 1986 (son but fut de limiter la casse pour la gauche, et en ce sens-là ce fut un succès). À l'époque, le nouveau Parlement resta dominé par le binarisme gauche-droite, et si la victoire du RPR impliqua une cohabitation, cela ne remit pas en cause la suprématie de l'exécutif (dont, en régime de cohabitation, c'est le Premier Ministre et non plus le Président qui est l'« homme fort ») sur le législatif. La situation actuelle est différente. D'une part, l'éclatement est plus grand qu'en 1988, d'autre part (et surtout) il a eu lieu dans le cadre « classique » d'une élection majoritaire et non pas à la proportionnelle. Si, comme promis, le gouvernement Macron introduit une dose de proportionnelle dans les élections législatives, cette cristallisation d'orientations politiques multiples sera encore renforcée. Mais même en l'absence d'une telle réforme, il est peu probable que l'on revienne à la situation classique de la Cinquième République. Le fait que même un type de vote peu favorable à la pluralité des représentations parlementaires n'ait pas pu empêcher la dispersion des votes montre que désormais le corps électoral ne se satisfait plus du binarisme, quelle que soit la forme qu'il prenne.

Si cette prévision s'avérait juste, le changement actuel ne serait pas simplement circonstanciel mais bien structurel. Il s'agirait d'une transformation profonde du pouvoir politique français, à savoir du passage d'un régime présidentiel à un régime où la prépondérance revient au Parlement. Depuis 1958 les Français ont perdu l'habitude d'un tel régime et il sera intéressant de voir si et comment ils sauront (ou pas) mettre à profit le renforcement potentiel de la vie démocratique dont il est porteur. L'évolution sera d'autant plus intéressante à observer que ce nouveau régime ne peut pas ne pas aboutir à un rééquilibrage des pouvoirs entre le Président et le Premier Ministre. Logiquement ce dernier devrait disposer d'un pouvoir plus étendu que le Président. L'évolution en cours risque donc de se traduire par des conflits entre les deux fonctions. Comme Emmanuel Macron ne peut plus être candidat à sa propre succession, la tension restera sans doute souterraine durant la présente législature. Mais si la situation structurelle devait rester la même après les élections présidentielles et législatives de 2027, les choses se corseront sans doute. À terme, un affaiblissement de la fonction présidentielle, et donc une remise en cause du modèle de la Cinquième République est une possibilité réelle. ●

Il s'agirait d'une transformation profonde du pouvoir politique français, à savoir du passage d'un régime présidentiel à un régime où la prépondérance revient au Parlement



Découvrez chaque vendredi ce qui fait bouger le pays.

Sur papier et en digital.

Gratuitement pendant un mois. Faites le test.

zbelgacem@land.lu
(+352) 48 57 57 · 1





Fabeha Monir

Sona Banu

Wenn Wasser krank macht

Natalie Mayroth & Fabeha Monir

In Bangladeschs Südwesten wird das Wasser salziger, was die Gesundheit der Frauen bedroht. Doch Sona Banu versucht, zu helfen

Getrunken wird nur noch wenig, denn Wasser ist zu einer Last geworden. Selena Khatun hat ein rotes Tuch über ihren Kopf gezogen, wenn sie nach draußen geht. Jeden Tag verbringt sie zwei bis drei Stunden damit, ihre Familie mit Wasser zu versorgen. Dazu kommen Aushilfsjobs, mit denen sie ein wenig Geld dazu verdient. Ihre Tage sind anstrengend und lang. Khatun ist 20 Jahre alt – und fürchtet, dass sie keine weiteren Kinder mehr bekommen kann. Sie ist nicht die Einzige.

Zahlreiche Frauen im Dorf klagen über Unterleibsprobleme, unregelmäßige Blutungen oder Hautausschläge. Dass das am Wasser liegen könnte, haben sie von verschiedenen Seiten gehört. Khatun lebt im Südwesten Bangladeschs, am Rande der Mangrovenwälder im Ganges-Brahmaputra-Delta, das sich Bangladesch und Indien teilen – eines der wichtigsten Feuchtgebietsökosysteme der Welt.

Sundarbans, so nennen die Einheimischen die salztoleranten Strauchbaum-Wälder, die auf beiden Seiten der Grenze die Wasserläufe bis hinunter zum Meer zieren. Auffällig sind hier die hohen Wurzelsporne der Mangroven – dort, wo sie noch stehen. Einige Böden sehen mittlerweile aus wie verkrustete Narben in der Erde. Das Grün ist mancherorts durch Abholzung ganz verschwunden.

Längst ist das salzige Meerwasser in die Flussarme hochgestiegen. Vor allem während der trocken-heißen Monate, in denen kleinere Seitenarme des Ganges weniger Wasser führen, mischt sich stromaufwärts immer mehr Meerwasser mit Süßwasser. Jeden Tag baden die Dorfbewohner in salzigen Teichen, waschen dort ihre Kleidung. Andere Wasserquellen gibt es kaum.

Das Wasser schmeckt säuerlich und hat oft einen beißenden Geruch. Zwar vertragen die Mangroven Salzwasser besser als die Frauen, doch die negativen Folgen tragen Mensch wie Natur, wenn die Flora immer weiter verschwindet und künstliche Garnelenzuchtbecken weitere Süßwasserteiche verseuchen.

Wie toxisch das Wasser rund um Khulna ist, spürt Selena Khatun am eigenen Leib. Sie ist eine von vielen Frauen hier, die von morgens bis abends in Pfützen stehen. Sie graben Böden um, jäten Unkraut oder sind auf einer der unzähligen Garnelenfarmen in der Region beschäftigt. Um die Krebstiere in Massen heranwachsen zu lassen, kommen zusätzliche Chemikalien und Salz ins Spiel.

„Sobald ich im Wasser stehe, fängt mein Körper an zu jucken und brennen“, sagt Khatun. Eigentlich müsste sie deshalb umziehen, aber das Geld reicht nicht. Ihre Aushilfsjobs auf Feldern oder Aquakulturen bringen ihr umgerechnet 1,60 Euro am Tag. Kaum genug um zu überleben.

Ihre Schwägerin wusste sich mit den Beschwerden nicht anders zu helfen. „Ich habe Angst, dass ich auch meine Gebärmutter entfernen lassen muss“, sagt Khatun mit bitterer Stimme. Doch den Frauen ist auch klar: Wenn sie keine Kinder mehr bekommen können, könnten sie durch eine gebärfähige Partnerin ersetzt werden. Dann stünden sie alleine da.

Um knapp 300 Euro hat Khatun sich für ihre Behandlung verschuldet. Eine Entzündung ihres Unterleibs wurde festgestellt. „Schwimmen war meine Leidenschaft“, sagt sie. Doch nun soll sie das Wasser meiden. „Ich fühle mich, als hätte ich meine Freiheit verloren.“

Hinter Azmira Begums Haus befindet sich ein Teich. Früher holten sie dort noch ihr Trinkwasser, aber jetzt ist es zu salzig. Seit zwei Jahren ist das Wasser nicht mehr trinkbar, sagt sie. Die 28-Jährige lebt im Dorf Lokhikhali in einem Lehmhaus. Lokhikhali ist abgelegen, der Ort ist nur mit einem Motorrad erreichbar und das rächst sich. „Die Frauen hier bekommen ihre Kinder meist zu Hause. Doch letztes Jahr ist eine meiner Nachbarinnen an übermäßigem Blutungen gestorben“, sagt sie. In Notfällen sei es fast unmöglich, eine Schwangere ins Krankenhaus zu bringen.

Die Nachbarin konnte das Geld für eine Behandlung ihrer Gebärmutter nicht aufbringen. Auch die dreifache Mutter Azmira Begum bangt nun. „Der Arzt riet mir, nicht im Salzwasser zu baden oder in den Fluss zu gehen und möglichst gefiltertes Wasser zu benutzen.“ Doch das ist für sie zu teuer.

Die Sundarbans liegen nah am Golf von Bengalen. Mit dem steigenden Meeresspiegel infolge der Erderwärmung nehmen Überschwemmungen zu. Bis 2050 könnte der Meeresspiegel um bis zu 50 Zentimeter ansteigen und weite Teile fluten. Gegen den Klimawandel können die Menschen hier wenig ausrichten. Am effektivsten wäre, das Abholzen der Mangroven zu stoppen und so viele neue wie möglich zu pflanzen, sagt der Geowissenschaftler Subham Mukherjee, der an der Freien Universität Berlin forscht.

„Wir müssen über die Folgen aufklären. Wälder wurden in Ackerland umgewandelt, doch ohne Bäume fehlt der Schutz, der den Boden vor natürlicher Abtragung bewahrt. Die Mangroven wirken wie ein Schutzwall, der Meereswasser davon abhält, ins Landesinnere einzudringen.“ Und wenn Mangroven fehlen, fehlen auch ihre Wurzeln, die salziges Wasser filtern, so Mukherjee.

Er betont, wie anfällig das Gebiet für das Eindringen von Salzwasser ist. Zudem lasse sich auch im Boden salziges Wasser finden. Durch die übermäßige Grundwasserentnahme

Laut einer im Jahr 2020 durchgeführten Recherche der gemeinnützigen Organisation Ledars Bangladesh sind Frauen in Küstengebieten, die Wasser mit übermäßigem Salzgehalt verwenden, anfällig für Gebärmutterentzündungen und Geschwüre

aus Brunnen fließt es nach wenn in Küstennähe immer tiefer gegraben wird.

Doch viele sind auf Grundwasserbrunnen angewiesen. Im Grundwasser, das oft ungefiltert getrunken wird, befinden sich allerdings Mineralien wie Arsen oder Fluorid, die in hoher Konzentration extrem schädlich sind. Sie stammen aus Sedimenten und Gesteinen und werden auf natürliche Weise ins Grundwasser gespült.

Welche gesundheitlichen Folgen das verunreinigte Wasser genau hat, ist wenig erforscht. Gebärmutterentzündungen tauchen jedenfalls auch auf der anderen Seite der Grenze auf, im indischen Westbengalen. Mediziner beschreiben hier eine Entnahme bei der Infektion als nicht notwendig, was auf dem Land gängig ist.

Laut einer im Jahr 2020 durchgeführten Recherche der gemeinnützigen Organisation Ledars Bangladesh sind Frauen in Küstengebieten, die Wasser mit übermäßigem Salzgehalt verwenden, anfällig für Gebärmutterentzündungen und Geschwüre. Diese können wiederum zu Krebs führen. Die Entzündungen werden durch verschiedene Erreger ausgelöst, wenn die natürliche Barriere gegen Keime im Körper nicht mehr intakt ist.

Ein Grund dafür ist, dass die Frauen viele Stunden täglich beim Fischfang oder anderen Tätigkeiten in salzhaltigen Gewässern verbringen. Das Wasser, in dem sie baden und ihre Kleidung waschen, hat ebenfalls einen hohen Salzgehalt, der unter anderem zu Scheideninfektionen führt. Zu viel Salzwasser kann das natürliche Immunsystem der Vagina zerstören, wodurch sich Infektionen leichter ausbreiten.

Es ist nicht nur der Klimawandel, der das Versalzen der Gewässer in der Region begünstigt. Zyklone wie „Aila“ verwüsteten 2009 die Ostküste mit verheerenden Auswirkungen und verwandelten süße Grundwasserquellen in salzige. Manche sehen auch ein Problem im Staudamm Farakka in Indien, der den Wasserabfluss des Ganges stark reduziert: die Sundarbans hätten seit dessen Bau zu wenig Süßwasser, insbesondere in der Trockenzeit.

Dass bei der Teilung Indiens bei der Unabhängigkeit 1947 die Grenze zwischen Indien und Ostpakistan – heute Bangladesch – mitten durch das Delta gezogen wurde, macht die Sache nicht einfacher. Gebiete, die früher kaum besiedelt waren, wurden mit der Teilung zuerst zu Zufluchtsorten, später zu neuen Heimat. „Die Menschen, die hier leben, sind bis zu 90 Prozent Nachfahren von Flüchtlingen“, erklärt Mukherjee. Die starke Urbanisierung heizt die Temperaturen im Küstengürtel wortwörtlich an.

Höhere Temperaturen führen zu Schwangerschaftskomplikationen wie Früh- oder Fehlgeburten, bestätigt der Epidemiologe Manzoor Ahmed Hanifi vom Internationalen Gesundheitsforschungsinstitut ICDDR in Bangladesch. Es gäbe aber noch keine Daten, die einen Zusammenhang zwischen einer Gebärmutterinfektion und dem Salzgehalt des Wassers bestätigen. Erwiesen sei aber, dass ein erhöhter Salzgehalt und Lufttemperaturen zu Gesundheitsproblemen bei Müttern führen.

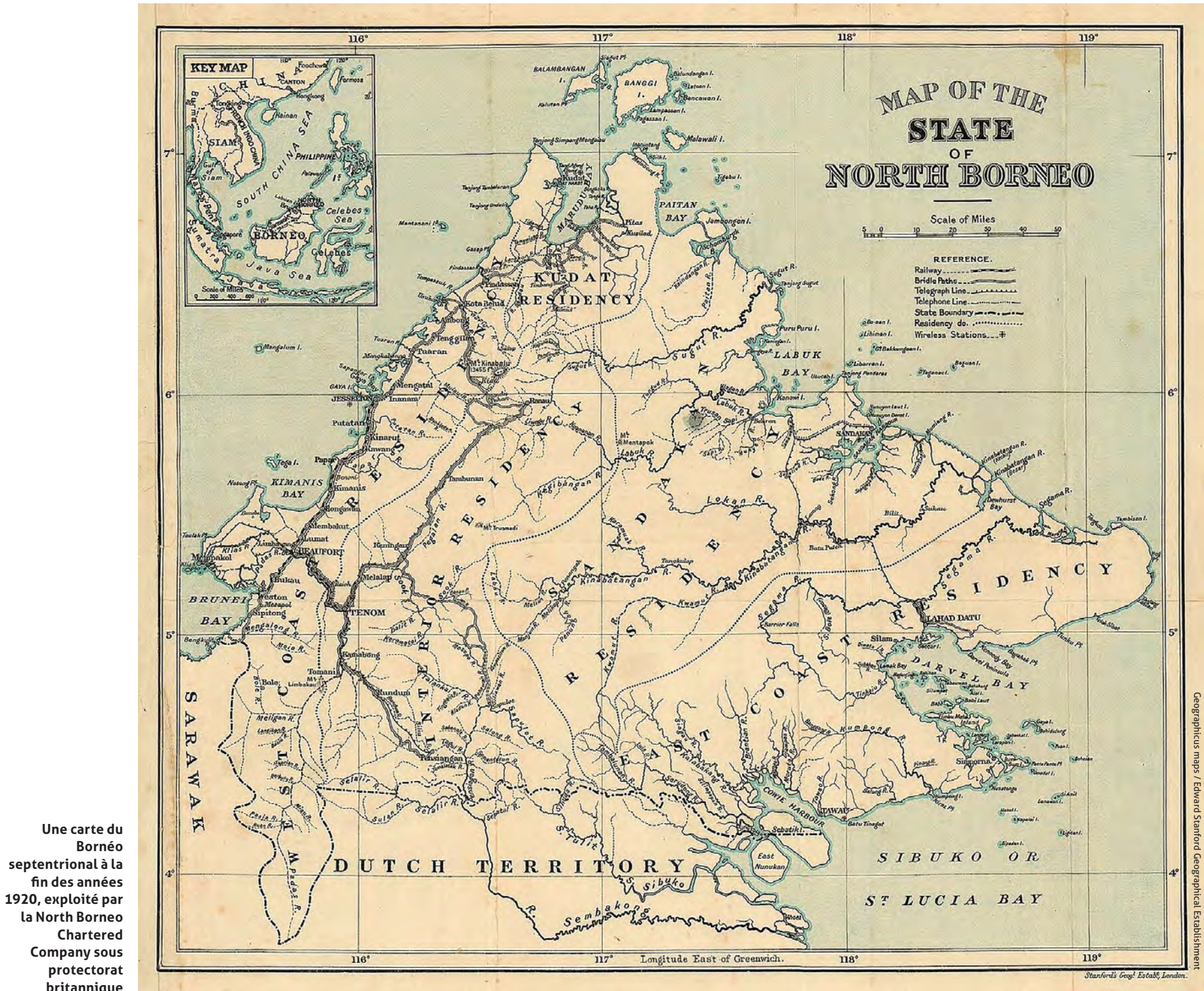
„Das Wasser ist zu einem Fluch für die Frauen geworden“, fasst die 85-jährige Sona Banu die Situation zusammen. Sie ist in Khulna geboren und fährt regelmäßig mit ihrem Schlauchboot in die umliegenden Dörfer, um Infektionsfälle zu finden und sie zu ihrer Tochter zu bringen, die im Friendship Hospital in der Region arbeitet. Doch die Anreise ist beschwerlich und viele Frauen zögern, sich von Männern behandeln zu lassen.

„Im Nachbardorf hat die Hälfte der Frauen ihre Gebärmutter bereits verloren und die andere Hälfte hat eine Infektion. Das ist sehr beängstigend“, sagt sie. Vor zehn Jahren, so erinnert sich Sona Banu, gab es noch Wasserquellen, die nicht salzig schmeckten. Heute seien viele am Rande des Ungenießbaren. „Aber eine andere Wahl haben wir nicht“, sagt sie. „Die Sundarbans sind unser Leben.“ ●

Impérialisme financier

Pierre Sorlut

La justice luxembourgeoise est sollicitée par les descendants d’un Sultan du Bornéo pré-colonial pour saisir quinze milliards de dollars à la Malaisie. Des filiales de Petronas domiciliées au Grand-Duché sont visées



Les magistrats luxembourgeois plancheront à la rentrée sur un dossier financier plongeant dans le passé colonial de l’Asie du Sud-Est. Une gageure rendue possible par le mécanisme de l’arbitrage commercial international et la présence d’un centre financier pantagruélique au Grand-Duché. Des descendants du Sultan de Sulu, un royaume musulman constitué au XV^e siècle sur un archipel aujourd’hui réparti entre les Philippines et la Malaisie (précisément l’État de Sabah, au nord de l’île de Bornéo), ont obtenu, par une décision d’un juge arbitral madrilène, confirmée devant la justice française, la reconnaissance d’un préjudice estimé à quinze milliards d’euros. Un dédommagement dont devrait s’acquitter la Malaisie. Les demandeurs, des ressortissants philippins, réclament la saisie des avoirs de filiales luxembourgeoises du groupe public malaisien Petronas.

Alors que revit le débat sur la décolonisation culturelle, la finance rappelle qu’elle domine les questions de souveraineté territoriale

En 2013, après une tentative d’invasion de Sabah par deux petites centaines de Philippins armés nostalgiques du Sultanat de Sulu, l’État malaisien, alors dirigé par Najib Razak, avait arrêté le paiement du loyer qu’il versait depuis l’indépendance du pays en 1963. Cette année-là, en devenant souveraine sur ce territoire, la Malaisie s’était retrouvée cointercontractante avec les ayants droits du Sultan de Sulu en vertu d’un contrat conclu en 1878. Le 22 janvier 1878, le sultanat de Sulu, alors sous protectorat espagnol, avait cédé la souveraineté du nord de l’île de Bornéo, aujourd’hui État de Sabah, à la North Borneo Chartered Company, représentée par Alfred Dent et le Baron Gustavus Von Overbeck. Cette société britannique obtenait ainsi le droit d’exploiter perpétuellement les ressources de ce territoire de 77 000 kilomètres carrés (trente fois la superficie du Luxembourg) contre un loyer de 5 000 dollars par an (augmenté à 5 300 dollars en 1903). Selon les termes de l’accord, tout litige devrait être tranché devant le représentant de la couronne britannique à Bornéo (la quatrième plus grande île du monde partagée entre le Sultanat de Brunei, la Malaisie et l’Indonésie). Le Royaume-Uni était ensuite devenu partie à l’accord en 1946 concomitamment au passage de la région sous pavillon britannique.

« The transfer of other peoples’ lands by one empire to another was commonplace in centuries past ; a legal challenge by arbitration centuries later is novel », écrit Tan Sri Tommy Thomas, ancien procureur général de Malaisie dans une tribune parue fin juillet dans les médias malaisiens. Tan Sri Tommy Thomas, aujourd’hui avocat, cite la vente de Bombay par les Portugais aux Anglais en 1661 ou celle de New York par les Néerlandais aux Britanniques en 1664. Singapour a aussi intégré l’Empire britannique après avoir été cédé

en 1818 par le sultanat de Johore. Le litige de Sulu fait les choux gras de la presse locale. Pour comprendre l’émoi suscit, un observateur conseille d’imaginer des descendants de la branche Nassau-Dietz (de Guillaume III) revendiquer la propriété de l’Oesling ou, à défaut, le versement de 3,5 milliards d’euros. D’ailleurs, Napoléon III avait bien essayé en 1867 d’acheter le Luxembourg à la Cour des Pays-Bas.

Les héritiers du Sultan de Sulu ont entamé un véritable marathon judiciaire avant d’atterrir à Luxembourg où ils saisissent-arrêtent les actifs de filiales de la compagnie nationale malaisienne active dans les hydrocarbures. Le 28 avril 2017, les requérants ont informé la Malaisie de leur intention d’introduire une procédure d’arbitrage à son encontre en raison du défaut de paiement des loyers et du « changement de circonstances ayant bouleversé l’équilibre du contrat (notamment de la découverte d’importantes réserves d’hydrocarbures) », lit-on dans la requête en exequatur introduite en mars par les représentants des demandeurs au Luxembourg, le cabinet Loyens&Loeff.

Après avoir sollicité en vain le ministre des Affaires étrangères britannique, les requérants se sont tournés en 2018 vers le Tribunal supérieur de justice de Madrid pour obtenir la désignation d’un arbitre unique, soutenant notamment que le juge espagnol était compétent pour intervenir en qualité de juge d’appui. En 2019, la justice espagnole a fait droit à la

demande et a désigné Gonzalo Stampa en qualité d’arbitre. La Malaisie a sitôt contesté la légitimité dudit arbitre ainsi que celle du forum pour régler le différend. À cet effet, l’accord de 1878 dirige vers un représentant britannique au Brunei, une fonction qui n’existe plus, et ne mentionne jamais une procédure d’arbitrage en tant que telle. L’ancien procureur général de Malaisie avait par ailleurs proposé un règlement à l’amiable de 60 000 dollars couvrant, avec intérêts, les loyers perdus, tout en s’engageant à verser le dû dans le futur. Le Tribunal supérieur de justice de Madrid a accepté en mars 2021 la requête en annulation de la Malaisie, sous le prétexte que l’assignation n’avait pas respecté la procédure propre aux significations d’actes aux États étrangers.

La justice espagnole a donc annulé tous les actes obtenus dans cette procédure. Mais les demandeurs philippins se sont tournés vers le Tribunal judiciaire de Paris pour obtenir, le 29 septembre 2021, l’exequatur de la sentence partielle de l’arbitre Stampa dans laquelle ce dernier est déclaré compétent pour trancher le litige. La poursuite de l’arbitrage se poursuit donc à Paris et la sentence finale est rendue le 28 février 2022 : la Malaisie est condamnée à verser quinze milliards de dollars aux héritiers du Sultan de Sulu. La somme correspond à une valorisation des revenus futurs générés par l’exploitation de la forêt (pour son huile de palme), du gaz et du pétrole sur le territoire de l’État de Sabah. La Malaisie a déposé un recours en annulation devant la Cour d’appel de Paris. Celle-ci a donné tort aux demandeurs philippins le 12 juillet. « L’exécution immédiate de la sentence est de nature à léser gravement les droits de la Malaisie », écrivent les magistrats d’appel français. Son exécution est suspendue.

Voyant le coup venir, les héritiers et leurs conseils juridiques avaient signifié la veille une saisie-arrêt des comptes de filiales de Petronas au Grand-Duché auprès de neuf banques luxembourgeoises. Ces filiales portaient fin 2021 plus de trois milliards d’euros d’actifs, notamment des exploitations énergétiques en Azerbaïdjan. Un groupe britannique, The rium Litigation Funding finance la procédure dans l’espoir d’un retour sur investissement en cas de réussite. Le slogan de l’entreprise est « Investing in Law », lit-on sur son site internet. L’ancien procureur général de Malaisie écrit que l’arbitre Stampa a coûté 2,22 millions de dollars aux demandeurs (les parties rémunèrent le juge-arbitre). L’avocat américain, Paul Cohen, 2,79 millions. L’arbitrage permet normalement un règlement confidentiel des litiges, sous seing privé, mais potentiellement assisté par un magistrat détaché. La procédure déborde ici sur l’infrastructure de justice publique parce

qu’une partie tord le bras de l’autre en usant des dispositifs légaux européens afin de faire reconnaître la sentence.

Pour justifier la saisie-arrêt (une procédure qui permet à un créancier de bloquer auprès d’un tiers les sommes et effets appartenant à son débiteur), Loyens&Loeff plaide le « contrôle total » des deux sociétés visées, Petronas Azerbaijan (Shah Deniz) et Petronas South Caucasus, par l’État malaisien. Pour les Malaisiens, Petronas n’est pas concernée par la sentence arbitrale. « Cohen abuses the law further by attaching the assets of subsidiaries in Luxemburg belonging to Petronas », écrit Tan Sri Tommy Thomas. Sur place, la procédure est qualifiée d’impérialisme arbitral. « There is an underlying but unmistakable imperialist arrogance in the actions of Stampa as well as the French and Spanish Courts in purporting to exercise jurisdiction over the Government of Malaysia. (...) It should deeply trouble anyone who values our sovereignty and our hard fought independence from the clutches of the British Empire that courts and arbitrators from former European colonial powers consider it appropriate to impose their jurisdiction upon us against our will », écrit l’ancien procureur de Malaisie. L’Asie du Sud-est ne saurait échapper à son « héritage colonial », réagit encore le 22 juillet dernier James Chin, professeur d’études asiatiques sur le site régional d’informations financières Nikkei.

La procédure morte-née en Espagne et en France, ressuscite donc à nouveau : cette fois au Luxembourg. Les magistrats locaux s’impliqueront à la rentrée à différents degrés. Très probablement en référé (procédure de l’urgence) où Petronas contestera la saisie-arrêt, une procédure courante dans un centre financier peuplé de milliers de holdings. Autour de 300 ordonnances présidentielles sont prononcées chaque année au Tribunal de Luxembourg en matière de saisie-arrêt. C’est la moitié des ordonnances rendues. Dans son dernier rapport d’activité, l’administration judiciaire insiste d’ailleurs sur la nécessité de créer un poste supplémentaire de juge des référés. Les trois en poste « ne sont pas en mesure » d’évacuer les affaires « dans des délais appropriés ». Puis viendra la procédure au fond sur la validité de la saisie. Dans un communiqué publié le 12 juillet, le groupe Petronas avait informé que ses filiales luxembourgeoises avaient vendu leurs actifs et rapatrié le produit de la cession. « Petronas views the actions taken against it as baseless and is working vigorously to defend its legal position on this matter », avait communiqué la société. Le règlement de l’instance prendra des mois voire des années, explique le spécialiste des litiges commerciaux internationaux, Guy Loesch (Linklaters), cité par le *Luxembourg Times* la semaine passée. ●



On en fait tout un fromage

France Clarinval

La cancoillotte de Franche-Comté vient d'obtenir une Indication Géographique Protégée. Fera-t-elle de l'ombre au Kachkéis ?

Superjhem va-t-il devoir trouver un autre produit pour développer ses pouvoirs ? Comme Popeye avec les épinards, le héros de la bande dessinée créé par Lucien Czuga et Roger Leiner tient des super-pouvoirs du Kachkéis. La spécialité fromagère typique du Luxembourg figure aussi dans une publicité des années 1980 égrenant des plats traditionnels pour vanter une bière (aujourd'hui presque disparue) : « Kachkéis, Bouneschlupp, Quetschekraut a Mouselsbéier ». L'inscription de ce fromage cuit dans le patrimoine gastronomique luxembourgeois, n'a pas empêché la Franche Comté (dans l'est de la France, départements du Doubs, du Jura, de Haute-Saône et du Territoire de Belfort) de labelliser un produit similaire, la cancoillotte, par une Indication Géographique Protégée (IGP). La démarche a abouti au niveau européen le 20 mai dernier, dans une quasi indifférence au Grand-Duché.

« Il s'agit de caractériser et protéger un produit emblématique dans sa zone originelle de fabrication, de défendre une valeur patrimoniale en empêchant que la recette échappe à sa région », détaille l'argumentaire de l'Association pour la Promotion de la Cancoillotte à l'initiative de la demande d'IGP dès 2015. Pour une filière agricole, cette protection est un Graal que les fabricants défendent becs et ongles, parfois avec d'importants moyens. En Italie, par exemple, ils sont plusieurs dizaines de policiers à traquer les contrefaçons alimentaires, notamment du fameux parmesan. L'IGP est un « outil important pour promouvoir l'identité régionale et le patrimoine gastronomique » estime une évaluation de la Commission européenne publiée en mars dernier.

Les autres produits protégés

La cancoillotte est le 1579^e produit agricole protégé, selon la liste officielle. L'Italie et la France raflent à elles seules près de la moitié des IGP. Le Luxembourg se révèle très peu enclin à valoriser ses produits agricoles sur la scène internationale. Le Grand-Duché ne dispose que de trois produits protégés au niveau européen : le beurre, le miel et le vin. Selon le cahiers des charge, le beurre Rose de la Marque nationale « répond à un standard de qualité supérieure » et n'utilise que du lait d'origine luxembourgeoise. On constate des qualités spécifiques liées à la composition de la flore du territoire où s'alimentent les vaches, aux pratiques de l'élevage et aux conditions de production de lait et de crème fraîche. Si la marque a été créée en 1932, l'IGP a été déposée en 1996. Même date pour le miel qui « se distingue d'autres miels par son caractère original en rapport avec la flore mellifère spécifique de la région. Il s'agit de miels 'toutes fleurs' issus exclusivement de ruches

La même étude calcule que « la valeur de vente d'un produit portant une dénomination protégée est en moyenne deux fois supérieure à celle de produits similaires sans certification. » Pour prétendre à cette appellation, il faut répondre à un cahier des charges qui précise la zone de provenance des ingrédients, la description de la méthode de fabrication, de transformation ou de préparation et les moyens de contrôles et vérifications. « L'IGP met en évidence le lien entre la région géographique concernée et la dénomination du produit, lorsqu'une qualité particulière, une réputation ou d'autres caractéristiques sont essentiellement dues à l'origine géographique », précisent les textes de la Commission européenne.

Le cahier des charges de la cancoillotte de Franche Comté a été approuvé au niveau français en octobre 2020 et n'a pas reçu d'opposition. Suivant la procédure, il a été homologué et enregistré au niveau européen le 27 février 2022. Les États membres avaient trois mois pour formuler des oppositions s'ils constataient un conflit par rapport à un produit similaire. Ce que le Luxembourg n'a pas fait. Un petit retour en arrière s'impose pour suivre les étapes. En novembre 2021, les députées déi Lénk

situées sur le territoire du Grand-Duché de Luxembourg ». Les vins de la Moselle, longtemps sous le régime de la Marque nationale, sont entrés dans le classement européen des AOP (Appellation d'Origine Protégée) en 2014. La liste des cépages autorisés, les règles de fabrication et les différents niveaux de qualité sont ainsi fixés.

Les IGP des viandes de porc et des salaisons fumées de la Marque nationale ont été annulées cette année à la demande du Luxembourg car elles ne sont pas utilisées, la Marque nationale étant toujours mise en avant. La Bouneschlupp, le pâté au Riesling ou le Bamkuch, qui font clairement partie du patrimoine gastronomique luxembourgeois, pourraient être des candidats à une IGP. Les producteurs et le ministère de l'Agriculture devraient pour cela se mettre d'accord sur des recettes et des critères de contrôle. Ce qui n'a pas l'air d'être à l'ordre du jour. ■

Myriam Cecchetti et Nathalie Oberweis rendent le ministre de l'Agriculture attentif à la procédure en cours à travers une question parlementaire. Dans sa réponse, le ministre de l'époque, Romain Schneider, avoue son ignorance du sujet : « Je n'étais en effet pas au courant de ces démarches de la part des autorités françaises pour l'enregistrement de la dénomination « cancoillotte » en tant qu'Indication géographique protégée ». Plus loin, il rassure : « le ministère de l'Agriculture, de la Viticulture et du Développement rural entend d'ores et déjà attirer l'attention de la Commission européenne sur nos intérêts nationaux dans le cadre du présent dossier » et affirme « si la dénomination est publiée au Journal officiel de l'Union européenne, les autorités luxembourgeoises procéderont à une analyse détaillée du dossier de la demande d'enregistrement disponible. » Le Luxembourg n'a finalement pas jugé utile de poursuivre cette démarche. « L'enregistrement de la désignation cancoillotte comme IGP entraîne bien l'interdiction pour les producteurs luxembourgeois d'utiliser la dénomination 'cancoillotte' pour désigner leurs produits. Cependant, la production et la commercialisation du produit sous une dénomination différente reste tout à fait possible », répondent (par écrit) les experts en charge de ce dossier au sein de l'Administration des services techniques de l'agriculture aux questions du Land. Ils ajoutent « Les deux produits en question, à savoir le Kachkéis luxembourgeois et la cancoillotte française, ne sont pas identiques ».

Une manière de jouer sur les mots. Lorsqu'on recherche Kachkéis sur Google, la page Wikipédia en français sur la cancoillotte est conseillée. Mais les fabricants revendiquent la différence : « Nous produisons du Kachkéis, pas de la cancoillotte », martèle Gilles Gérard, le directeur général de Luxlait. Jusqu'à ce jour cependant, les emballages des pots et « saucisses » de fromage cuit affichent les deux appellations. « Nous n'aurons qu'à faire un travail de packaging pour coller à la réglementation européenne. Enlever le nom cancoillotte de nos produits à l'IGP. Luxlait exporte 65 pour cent de l'ensemble de sa production de produits laitiers, principalement dans les pays voisins. En Allemagne, sous des marques locales ; en France où il est s'est fait une belle place dans les produits « du monde » comme le lait fermenté, le raib, le kefir ou le raibi ; en Bel-

« Nous fabriquons du Kachkéis, pas de la cancoillotte »

Gilles Gérard, Luxlait

gique et aux Pays-Bas. En revanche, le Kachkéis lui-même est très peu distribué à l'étranger, tout juste dans les régions limitrophes « où il n'est pas nécessaire d'utiliser un nom français ».

Pas question non plus de s'opposer à l'IGP chez Ekabe : « la décision a été prise dès 2016 de ne plus conserver que le nom allemand *Kochkäse* sur les emballages de nos produits 'cancoillottes' par souci de place », explique Katia Pisani, responsable commerciale. Elle précise aussi « nos *Kochkäse* sont fabriqués sur le même cahier des charges que l'IGP, même s'ils ne la revendiquent pas ». Et, pour cause : ce qu'elle ne dit pas, c'est que ces produits ne contenant ni colorants, ni conservateurs, ni sels de fonte, il se peut que le goût varie légèrement », insiste le fabricant. Les sels de fonte sont des additifs utilisés comme émulsifiants pour rendre le fromage plus crémeux et plus stable. Dans le cahier des charges de l'IGP, l'acide citrique (E 330), le citrate de sodium (E 331), le citrate de potassium (E 332), le phosphate de sodium (E 339), le phosphate de potassium (E 340) et les diphosphate, triphosphate et polyphosphates (E 450, E 451 et E 452) sont autorisés avec une dose maximale de deux pour cent dans le produit fini.

L'IGP ne reflète finalement que ce que ses promoteurs ont voulu inscrire. Ainsi, sur les 17 ateliers de production de cancoillotte inclus dans l'IGP, seuls trois sont fermiers, c'est-à-dire qu'ils utilisent leur propre lait. La plupart des autres appartiennent au groupe Lactalis. Cet outil sert avant tout à promouvoir une identité régionale, mais pas forcément une qualité supérieure ou une production artisanale. Pour faire valoir leur savoir-faire spécifique et la qualité de leur produit, les Luxembourgeois pourraient demander un classement du Kachkéis qui aurait le mérite de ne plus être une simple transposition d'un nom de produit français... différent. ■

tentés, des excès que l'IGP n'autorise plus puisque le cahier des charges liste les produits autorisés.

Le cahier des charges franc-comtois revient sur l'histoire du produit et de sa fabrication, même si les origines exactes sont incertaines et disputées. Le mot cancoillotte viendrait du patois *coillotte* pour caillé. L'idée de valoriser ce qui reste du lait quand on a extrait la matière grasse destinée à devenir du beurre et de la crème remonterait à l'époque de Charles Quint. Le lait écrémé servait à la fabrication d'un fromage (appelé le metton) non consommable en l'état qui nécessitait d'être affiné puis fondu. La production telle que nous avons pu la visiter chez Luxlait reste très proche de ces techniques. Le lait écrémé estensemencé avec des ferments lactiques et mûré pendant une journée. On obtient un caillé que l'on égoutte et presse pour en extraire le liquide. Il faut vingt litres de lait pour obtenir un kilo de metton. Cette matière sèche est moulu plusieurs fois et envoyée en cave froide (6 degrés) pendant quatre jours pour une première maturation. L'ensemble passe ensuite en cave chaude (22 degrés) où il est retourné plusieurs fois par jour, pendant environ six jours. « C'est le fromager qui détermine quand il faut retourner le metton et quand il est suffisamment affiné. Cela demande un savoir-faire spécifique », détaille le responsable de la fabrication. Enfin, le produit obtenu est mélangé à du sel, du poivre, des herbes le cas échéant et du beurre (le Rose de la Marque nationale), sauf pour la recette maigre. Le tout est chauffé quelques minutes à 103 degrés. Le fromage cuit est finalement conditionné et gardé en cellule froide en attendant l'expédition. Entre l'entrée du lait écrémé et la finalisation du produit, il faut donc compter dix à douze jours. Des contrôles chimiques et organoleptiques sont effectués pour vérifier la structure, filante ni trop coulante ni trop ferme, et le goût. « Le produit ne contenant ni colorants, ni conservateurs, ni sels de fonte, il se peut que le goût varie légèrement », insiste le fabricant. Les sels de fonte sont des additifs utilisés comme émulsifiants pour rendre le fromage plus crémeux et plus stable. Dans le cahier des charges de l'IGP, l'acide citrique (E 330), le citrate de sodium (E 331), le citrate de potassium (E 332), le phosphate de sodium (E 339), le phosphate de potassium (E 340) et les diphosphate, triphosphate et polyphosphates (E 450, E 451 et E 452) sont autorisés avec une dose maximale de deux pour cent dans le produit fini.

L'IGP ne reflète finalement que ce que ses promoteurs ont voulu inscrire. Ainsi, sur les 17 ateliers de production de cancoillotte inclus dans l'IGP, seuls trois sont fermiers, c'est-à-dire qu'ils utilisent leur propre lait. La plupart des autres appartiennent au groupe Lactalis. Cet outil sert avant tout à promouvoir une identité régionale, mais pas forcément une qualité supérieure ou une production artisanale. Pour faire valoir leur savoir-faire spécifique et la qualité de leur produit, les Luxembourgeois pourraient demander un classement du Kachkéis qui aurait le mérite de ne plus être une simple transposition d'un nom de produit français... différent. ■

DIE KLEINE ZEITZEUGIN

Im Cowboybus nach Montenegro

Michèle Thoma

Ende August 2014 überkommt mich ein plötzliches Verlangen. Flugs packe ich ein Rucksäcklein, schnappe meinen Pass und begeben mich zum Busbahnhof, von dort fahren jede Menge Balkanbusse ab. Ich steige in den mit der Aufschrift „Sarajevo“, wunderschönerweise gibt es noch ein paar freie Plätze, und bezahle märchenhaft analog beim Fahrer. Einst hießen diese Busse Gastarbeiterbusse, Gastarbeiter/innen gibt es zumindest verbal nicht mehr, die meisten sind längst Wiener/innen und fahren nur zu Besuch in die Ex-Heimat. Quasi alle Fahrgäste sind solche Heimreisende, auch mit Kindern und jeder Menge Koffer und bauchigen Taschen. Bald ist alles schön voll, und um fünf geht es los. Nach Graz, dann über Slowenien nach Kroatien, draußen ducken sich in der Dunkelheit langgezogene Ortschaften.

Auf einer Autobahn machen wir eine Pause, Chauffeur und Beifahrer schenken Gratiskaffee aus einem Kanister aus, wir trinken und rauchen und wechseln Worte, so ein knisterndes Unterwegs-Feeling stellt sich ein. Über unseren Köpfen im Bus laufen geräuschvolle Filme in ex-jugoslawischen Sprachen, wobei es wenig Sprache gibt. Es wird vorwiegend gecatcht und geballert; die Filme scheinen nie zu enden, beziehungsweise sich sehr zu ähneln. Die Fahrgäste aber sind abgehärtet, das Geplauder ist allmählich versiegt und es wird schon tiefenentspannt geschnarcht. In der Stockfinsternis draußen nehme ich Umrisse von Ansiedlungen wahr, ärmliche Behausungen, es ist schon Bosnien. Die Gefechte über unseren Köpfen dauern an.

Morgengrauen, Endstation Sarajevo. Auf die meisten warten freundliche Autos, ich stehe auf dem Pflaster unter ebenfalls freundlichen Wolken und dem von Sonnengeblitz aufgerissenen Himmel und sauge die ersten Eindrücke auf. Die Hügelwellen mit Plattenbauten am Horizont, die bescheidene Skyline, eine stickigstaubige Milde in der Luft. Schon stehe ich auf dem leicht schrägen Platz, dem Gemeinplatz der Sarajevo-Fotos, vor dem berühmten türkischen Brunnen. Das Minarett einer Moschee spielt sich in den Himmel. Scharen von Tauben kommen angeflattert, Herden, eine Taubenwolke, sie lassen sich zu meinen Füßen nieder. Der schönste Willkommensgruß.

Rundherum ist es *busy*, *Sarajevo s'èveille*, es wird gefegt und mit Wasser gesprüht, auf den Terrassen werden die Stühle zurechtgerückt. Jetzt, kurz vor sechs, sitzen schon zwei alte Männer beim *cava*, die Kellnerin, eine robuste blonde Frau in meinem Alter, bringt mir auch einen. Woher ich komme? Ob ich allein reise? Ja. In ihren Augen ist Sehnsucht. Das würde ich auch gern tun, gehen, wohin man will, machen was man will. Einfach so. Ja. Das spärliche Kroatisch aus meinem Kurs, der nach dem Krieg nicht mehr Serbisch-Kroatisch-Kurs hieß, sondern nur noch Kroatischkurs und jetzt wieder BSK, Bosnisch-Serbisch-Kroatisch-Kurs, seine Bezeichnung variiert je nach politischer Opportunität, funktioniert. Sie gibt mir die Hand, ich bin Dragana, kommen Sie wieder! Ja. Um die Ecke gebe es ein Hotel.

Ein diskretes Mini-Hotel in einem weißgestrichenen Haus mitten im berühmten türkischen Viertel. Ich läute, ein junger bärtiger Mann öffnet. Ja, er hat noch Zimmer. Das Zimmer ist schmal und sauber und draußen wartet schon der nächste Kaffee. Aber bitte mit Milch! Der junge Mann schaut mich streng an, ja, ich weiß, *No-Go* beim türkischen Kaffee, sage ich. Das sei kein türkischer, sondern bosnischer Kaffee, rügt er milde und doziert dann umfassend über die äußerst subtilen Nuancen, die die Zubereitungsarten unterscheiden. Dann stellt er sich als Student vor, der gemeinsam mit seiner Freundin das Hotel führt.

Die türkische Altstadt scheint nicht groß, ein paar lebhaftes Gassen voller Holzbüchchen, voll mit Silber und beschlagenem Leder und Teegläsern, ich kaufe mir Teelöffel mit Glitzersteinchen, die die Sonne fangen, am liebsten würde ich mir das Morgenland in den Rucksack stopfen. Ich trinke *čaj* und schaue den Katzen zu, die über die aneinandergereihten Holzbüchchen flanieren.

Ich habe Glück, ich bin nach dem noch immer auf Plakaten präsenten Filmfestival hier, es gibt kaum Tourist/innen. Ich fahre mit der wie in einem übersichtlichen Kinderbuch einzigen Straßenbahnlinie von einem Ende der Stadt zum anderen. Ich stehe dort, wo der österreichische Thronfolger, dessen angeblich noch blutbeflecktes Auto Wiener Kinder ins Museum lockt, ermordet wurde. In die „Sniper Alley“ gehe ich nicht.

So viele Minirock-Frauen habe ich seit Jahrzehnten nicht gesehen! Und kaum Burkafrauen, jedenfalls

Wie komme ich nach Montenegro? Ins Land des Schwarzen Bergs?

So viele Minirock-Frauen wie in Sarajevo habe ich seit Jahrzehnten nicht gesehen! Und kaum Burkafrauen

viel weniger als in Wien. Und das in einer islamistischen Hochburg, wie die Sage geht.

So ein Fantasietibet-Feeling in der hölzernen Gasse mit den Holzhäuschen, den Holzveranden, die im aufsteigenden Hügel nisten. Ich keuche in der Vormittagshitze hoch, betrete einen Friedhof, viele Gräber aus den Neunzigern. Über der Stadt schaue ich von einem Aussichtslokal in den Talkessel, über die mit Grabsteinen gespickten Wiesen. Überall ist Friedhof. Die Gräber sind allgegenwärtig, auf eine beinahe selbstverständliche Art. Die Toten ruhen in Gärten und Vorgärten, unter einem Baum am Straßenrand, die Toten sind unter den Lebenden und bei den Lebenden. Sie sind nebenbei dabei. Sie drängen sich nicht auf.

Der Versuch, ein Glas Rotwein zum Abendessen auf einer der Altstadtterrassen zwischen den Teetrinkern und Shisha-Rauchern zu ergattern scheitert. Ein einziger Wirt, nach wenigen Tagen bin ich Lokal-Profi, schenkt *crno vino*, schwarzen, also roten Wein aus. Die verhaltensauffällige Rotweinbettlerin muss in die Ferhadija auswandern, ins Zentrum, dort findet sie Alk-Asyl und Cevapcici.

Wie komme ich nach Montenegro? Ins Land des Schwarzen Bergs, wie oft stand ich wie der Ochse vor dem schwarzen Berg, aus diesem oder jenem Grund oder gar keinem schaffte ich es nicht dahinter, allein schon wegen des Namens muss ich hin. Der Hotelchef checkt eine Mitfahrgelegenheit für mich im Morgengrauen ab Pale in der Republika Srpska. Es ist nah, ein Kumpel des Chefs bringt mich hin. Hier wurde Karadzic verhaftet, sagt er, deutet auf ein paar Häuser in diesem extrem banalen, unattraktiv wirkenden Luftkurort, lange das lang bekannte Versteck des Präsidenten der Serbischen Republik in Bosnien.

Ein schon voller Minibus wartet, wohin ich wolle, fragt der Fahrer. Montenegro, sage ich. Wohin in Montenegro? Keine Ahnung, ich bin ohne Landkarte und Smartphone unterwegs. Ich bin unschuldig unterwegs. Budva, sagt die Stimme hinter mir mir ein, fahren Sie nach Budva! Sie gehört zu einer älteren Frau, außer mir der einzige betagte Fahrgast. Okay, Budva.

Der Minibus hat einen Affenzahn drauf, wir fliegen durch desolate Siedlungen, vor den Häusern alte Männer auf Klappstühlen. Und dann in die Berge. Wie anders als der knochige kroatische Karst! Tief unten, inmitten verschwenderischen Gewuchergrüns, strudeln milchgrüne Bäche, milchgrüne Teiche schauen, die Schöpfung ist noch tauftrisch.



Michèle Thoma / Wikimedia Commons

Eine abgrundtiefe Ruhe geht von all dem aus. Nur ich flippe.

Die Straßen haben sich in Wege verwandelt, bis auch die sich auflösen, der Bus ist aber so schnell, dass es egal ist, er hat die Bodenhaftung verloren, er fliegt über die Abgründe, neben uns ist Bodenlosigkeit. Hoffentlich sehe ich keine Busskelette, die wie kaputtes Spielzeug unten herumliegen. Den Fahrer scheint das nicht zu beeindrucken, wie eine indische Göttin multitaskt er vielhändig. In einer Hand die Zigarette, die andere auf dem Schenkel der jungen Frau neben ihm, in einer das Handy im Dauertalk, eine lässig am Steuer. Auch die Reisenden scheinen nicht beeindruckt, einige dösen, einer löst Kreuzworträtsel. Hin und wieder winkt jemand am Rand des Nicht-Weges und der Bus bremst und der oder die Neue steigt ein. Sie quetschen sich irgendwohin, einige stehen, es gibt keine Sitzplätze mehr.

Es ist Nachmittag, aus Bergen werden Hügel, aus Abwegen Wege und Straßen. Wir haben überlebt. Wir sind an der Grenze. Es ist plötzlich Schweiz. Schmucke, rotbedachte Einfamilienhäuser, glänzende Supermärkte. Überall blaue Schilder mit protzigen Europasternen. Weiter Richtung Hauptstadt. Wir pinkeln in Podgorica.

Budva!, sagt die Frau hinter mir, es ist die erste Haltestelle am Meer. Kaum setze ich den Fuß auf den Boden des Gelobten Landes, befällt mich Halsweh. Plötzlich und intensiv. Angina, meine treue Reisebegleiterin, beziehungsweise meine treue Reisephobie? Mitten in den Tourismusströmen radebreche ich mich zu einer ärztlichen Praxis durch. Die Ärztin schaut mich durchdringend an: Warum ich ihre Sprache so gut spreche? Weil ich in einem Kurs war. Die Ärztin schüttelt den Kopf, unmöglich, ich hätte sicher serbische Vorfahren. Im übrigen bräuchte ich Antibiotika und solle mich hinlegen, sie zieht eine Spritze auf. Spritze? Warum? Es wird Ihnen guttun. Was ist drin? Legen Sie sich hin! Nein! Sie ist beleidigt und schmeißt mir zum Abschied den serbischen Stammbaum an den Kopf.

Es ist schon dunkel, als ich endlich im Getöse, das mich umgibt, ein Hotel finde. Ein Zimmerchen im Hotel Oasis, sehr günstig, in Strandnähe. Diese Stadt scheint eine Riesendisco zu sein, die ganze Nacht tobt das Zimmer. Am Tag entdecke ich die Disco-Belegschaft: Männer mit imposanten Kreuzen auf pelziger Brust, gehbehindert vor lauter Muskulatur schleppen sie ebenfalls beeinträchtigte Wesen neben sich her. Die haben dermaßen viel Holz vor der Hütt'n und so schwindelerregende Absätze, dass jeder Schritt zur Herausforderung wird. Budva scheint bei Russ/innen extrem beliebt.

Die nächsten Tage laufe ich zwischen den Zinnen der obligaten schönen Burg auf und ab. Ich schwimme in einem Meer von einem kompakten, beinahe düsteren Blau, ganz anders als die irisierende Pastellfarbe, das Meeresaquarell der kroatischen Küste. Ich bittle erstaunlich baumlange Kellner um den Katzentisch auf der Terrasse an, nein, den Mäusetisch. Ich esse schwarzen Reis und trinke schwarzen Wein. Ich schaue mir die mürrischen Heiligen in der orthodoxen Kirche an. Nachts bebt das Bett, jede Nacht Disco, gratis. ●

ZU GAST

Schließt die Büchse der Pandora!

In den nächsten Wochen wird Premier Bettel voraussichtlich die nächste Tripartite-Verhandlung einberufen. Die politische Mehrheit zeigt sich überrascht vom schnellen Ansteigen der Inflation, obwohl es sich schon länger angekündigt hat. Der OGBL und déi Lénk hatten bereits im Frühjahr gewarnt, die dem Abkommen von damals zugrunde liegenden Prognosen seien sehr optimistisch. Wiederholt haben wir vorgerechnet, dass im Fall einer stärkeren Inflation die Zeitschiene, nach welcher die einzelnen Indexranchen verlegt werden sollten, nicht eingehalten werden könne. Die Regierung muss sich daher vorwerfen lassen, offenbar nicht einmal hinter verschlossenen Türen einen Plan B ausgearbeitet zu haben, um bei einer höheren Inflation reagieren zu können.

Nun befindet sie sich in der scheinbar ausweglosen Situation, dass Ende diesen Jahres die nächste Indextranche verlegt werden soll und es dadurch früher oder später zu einem so genannten „Indexstau“ kommt. Das vor zwei Monaten verabschiedete Gesetz zur Umsetzung des Tripartite-Abkommens sieht vor, dass jede Indextranche, die ab jetzt fällig wird, im April 2024 ausbezahlt wird. Laut aktuellen Prognosen werden dann Lohnerhöhungen in Höhe von fünf bis 7,5 Prozent auf die Betriebe zukommen, was wohl keine der großen Parteien zulassen wird. DP, LSAP, déi Gréng und CSV haben also ein Gesetz verabschiedet, das sie nie vorhatten zu respektieren. Vor allem da es eine neue Regierung nach den Wahlen im Oktober 2023 verpflichtet. Wenn demnach diese genannten Parteien heute versichern, es werde keine Indextranche übersprungen, können sie nicht ernsthaft erwarten, dass ihnen geglaubt wird.

Durch das Verlegen der Indextranche von letztem Monat hat die Regierung die Büchse der Pandora geöffnet. Weitere Manipulationen des Mechanismus sollen erfolgen, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die erste Tranche übersprungen wird und die Lohnabhängigen um einen Teil ihres Lohns gebracht werden.

Während der nächsten Tripartite darf daher nicht über eine erneute Manipulation des Index verhandelt werden. Vielmehr muss der Automatismus wieder voll hergestellt werden, wovon ausnahmslos alle drei Verhandlungspartner profitieren werden:

An erster Stelle natürlich die arbeitende Bevölkerung und die Rentner, welche gerade in Zeiten explodierender Kosten auf das Auszahlen des Index angewiesen sind.

Carole Thoma ist Parteisprecherin von déi Lénk

Auch der Staat kann sich ein weiteres „Kompensieren“ zusätzlicher verlegter Indexranchen nicht leisten.

Selbst die Betriebe sind darauf angewiesen, dass die Menschen in der nächsten Zeit keinen Kaufkraftverlust erleiden, da sie sich die daraus resultierenden finanziellen Einbußen kaum leisten können Als Hauptargument für die Indexmanipulation wurde mehr Vorhersehbarkeit für die Betriebe genannt. Doch anstelle eines vorhersehbaren Automatismus liegt das Auszahlen nun alleine im Ermessen der Regierung. Dies erzeugt Chaos, keine Berechenbarkeit.

Die Tripartite sollte sich im Herbst eher um die explodierenden Energiekosten drehen. Es müssen diesmal vertrauenswürdige Prognosen und ein komplettes Zahlenmaterial auf dem Tisch liegen. Dazu gehören auch ehrliche Informationen bezüglich der wirtschaftlichen Lage, in welche die Rekordgewinne vieler Betriebe im letzten Jahr mit einbezogen werden müssen. Ein richtiger „Solidaritätspak“ verlangt Solidarität aller, die es sich leisten können, gegenüber jenen Haushalten und kleinen Betrieben, die tatsächlich in finanziellen Schwierigkeiten sind. Jetzt ist nicht die Zeit für Gießkannenpolitik in Form weiterer Indexmanipulationen. ● Carole Thoma

BRIEF AN DIE REDAKTION

Kaufkraftverlust

Werden in den Jahren 2022 und 2023 vier beziehungsweise fünf Lohnindexanpassungen ausgesetzt, führt das zu einem noch höheren Reallohnverlust auf einem gesetzlichen Mindestlohn, als in dem Artikel „Mir müsse se weiderginn“ in der *Land*-Ausgabe vom 12. August beschrieben. In dem Artikel ist von 116 beziehungsweise 174 Euro im Monat die Rede. Doch die Rechnung muss mit dem Zinsezins angestellt werden. Dann ergibt sich ein monatlicher Verlust auf einem Mindestlohn von 182 beziehungsweise 246 Euro. Die Kaufkraft des Gehalts eines Mindestlohnempfängers würde um 7,9 bis 10,6 Prozent sinken, während die Inflation weiter steigt.

Dieser Kaufkraftverlust wird dem Lebensmitteleinzelhandel am meisten schaden. Nicht umsonst stehen bereits heute Luxemburger Schlange in Perl vor den Discount-Shops. Den Willen zum nachhaltigen Konsum vieler Luxemburger gibt es. Jedoch können steigende Energie- und Lebensmittelpreise, verteuerte Kredite, sinkende Reallöhne und die Angst vor dem sozialen Abstieg eine klimabewusste Kaufentscheidungen in einer abnehmenden Konjunktur mittelfristig verschieben. Deshalb irrt der Präsident der Fédération luxembourgeoise de l'alimentation et de distribution (Flad). Preissteigerungen jetzt an Kunden weiterzureichen, wird sich rächen, weil einmal verlorene Kunden sehr selten wiederkehren. Hier sollte der Einzelhandel seine Beschaffungsstrategie und die Formate des Einkaufserlebnisses überdenken und gezielt auf Innovation setzen. Sonst werden die Flad-Mitglieder langfristig auf ihren teuren Waren sitzen bleiben. ● Pierre Mangers



Sublime atomique

Sébastien Thiltges

Stratégies littéraires face au désastre nucléaire

Alors que l'opposition au nucléaire a longtemps été le fer de lance de l'écologie politique, le nucléaire est désormais labellisé « énergie de transition » par la Commission européenne, sous prétexte de son émission moindre en CO₂, promesse de respect des objectifs climatiques. Cette révision taxinomique montre la porosité des frontières entre écologie et nucléaire, que la guerre en Ukraine est venue accentuer de manière tragique. D'une part, les attaques des centrales nucléaires de Tchernobyl et de Zaporijjia, respectivement en février et en mars 2022, montrent que l'occupation de centrales civiles sert à des fins de pression militaire. D'autre part, le conflit international engendré par l'invasion russe a vu l'apparition de concepts tels que « guerre énergétique » voire « écologie de guerre » qui font de la réduction de l'approvisionnement et de la consommation en ressources naturelles, argument jusque-là écologique, un moyen de faire pression sur un État belligérant.

Le nucléaire peut être qualifié d'« hyperobjet »¹. Forgé par le philosophe Timothy Morton, ce terme désigne un objet aux origines et effets multidimensionnels, allant du biologique au culturel, et dont les échelles spatiotemporelles dépassent, parfois de loin, celles de l'humain. L'hyperobjet est « visqueux », nous dit Morton : il colle à tout et pénètre tout, l'environnement physique comme les corps, la matière comme l'immatériel. Et l'imaginaire littéraire ne fait pas exception. Relevant parfois des préoccupations des écrivain·e·s – comme le suggère l'épigraphie du roman *Luxembourg Zone rouge* de Pierre Decock (Op der Lay, 2019) : « Les événements relatés dans ce roman sont imaginaires. L'industrie française du nucléaire est persuadée que jamais ils ne surviendront. L'auteur se contente de l'espérer » –, la catastrophe nucléaire interroge aussi le travail de l'écriture même : Comment décrire, comment imaginer et comment faire ressentir l'incommensurabilité d'un tel désastre ? Cette réflexion poétique est au cœur du recueil *Mars* d'Hélène Tyrtoff (Éditions Phi, 2014) qui interroge la perception de la double catastrophe naturelle et nucléaire ayant frappé Fukushima en mars 2011.

Écrire la catastrophe nucléaire au Luxembourg

L'étude culturelle des textes littéraires cherche à relever les récits et les images, plus ou moins spécifiques à un contexte donné. Ceux-ci influencent les représentations d'événements pourtant perçus

La catastrophe nucléaire véhicule des angoisses partagées avec d'autres récits de désastres, comme la perte du sol, que ce soit à cause d'un affrontement armé ou du changement climatique

comme inédits, comme une guerre nucléaire ou l'effondrement des écosystèmes. Face à de nouveaux défis, nous ne réinventons donc pas nécessairement nos modes de pensée, de langage et d'action, mais nous réutilisons les outils déjà à notre disposition. Les expressions « apocalypse nucléaire » ou « holocauste nucléaire » imaginent ainsi cette catastrophe à partir de références textuelles et historiques partagées par le plus grand nombre : la Bible et la Shoah. Plus une œuvre s'ancre dans un contexte précis, plus cette caractéristique semble manifeste. En témoignent les caricatures parues dans *Cartoons Contra Cattenom*, éditées par Roger Leiner et Guy Rewenig (Oeko-Fonds, 1986), qui mettent volontiers l'accent sur la petite taille du Luxembourg, trait d'auto-représentation

qui définit systématiquement l'opposition aux grandes puissances nationales voisines ou aux géants énergétiques.

Les textes d'Hélène Tyrtoff et de Pierre Decock tournent autour de l'explosion d'une centrale nucléaire – réelle pour le premier et fictive pour le second. Outre ce thème commun, ils se révèlent fort différents, tant formellement que dans leur manière de décrire l'évènement. Commençons par le plus récent : le roman francophone *Luxembourg Zone rouge* imagine un accident majeur à la centrale nucléaire française de « Mortange » située à quelques kilomètres de la frontière luxembourgeoise. S'il s'agit d'un lieu fictif, dont le toponyme fort symbolique se construit à partir de la base « mort » et du suffixe « -ange », commun à de nombreuses villes du bassin minier de la région (Hayange, Dudelange...), on relie aisément le lieu littéraire au référent réel qu'est la centrale de Cattenom, d'autant plus que le livre fournit des indications univoques (p. 97).

Le protagoniste du roman, au nom typiquement luxembourgeois, Mike Olinger, est âgé d'une vingtaine d'années, comme le suggèrent ses souvenirs de la « grande catastrophe » (p. 9) qui a eu lieu quinze ans auparavant, alors qu'il était encore en maternelle. Comme de nombreux Luxembourgeois-es, Mike et sa famille, hormis son père qui décède des suites de l'exposition aux radiations, vivent dans un camp de réfugiés dans la Marne : « Le pays lulu en terre étrangère. Une réserve d'Indiens où nous sommes parqués, généreusement hébergés par un État français pris de remords. » (Id.) Pour honorer une promesse faite au chevet de son père, Mike entreprend un long voyage à travers le Luxembourg, devenu zone contaminée et interdite, à la recherche de son village natal et de son ancien domicile familial, où il déniche des documents secrets prouvant la responsabilité du gouvernement français. Le trajet pédestre de Mike structure le roman dont la plupart des chapitres portent comme titres les noms des villes traversées par le protagoniste ainsi que le nombre d'habitants avant l'évacuation (par exemple « Differdange – 25000 habitants », p. 19). Toponymes et chiffres contrastent ainsi avec la description désolée des territoires abandonnés.

Le roman se distingue par la relocalisation du désastre nucléaire dans le contexte géographique et culturel de l'auteur et de (la plupart de) ses lecteur·rice·s : Xe qui est arrivé à Tchernobyl ou à Fuku-

shima est imaginé avoir lieu au Luxembourg. En résulte la mise en garde, somme toute assez didactique, que le risque peut surgir partout et à n'importe quel moment : « Quand je pense que tout cela aurait pu être évité. Si les responsables n'étaient pas restés sourds aux nombreuses mises en garde et s'ils avaient tiré les enseignements des catastrophes de Tchernobyl et de Fukushima. Les signes annonciateurs pourtant avaient été nombreux » (p. 97). En facilitant ainsi l'identification, le texte cherche à augmenter l'engagement affectif des lecteur·rice·s confronté·e·s à une catastrophe touchant leur propre cadre quotidien. De plus, la relocalisation fictionnelle des catastrophes historiques transforme la fonction mémorielle de la littérature en fonction préventive : non contente de raconter les catastrophes passées, la littérature anticipe le sort réservé à d'autres populations. Dans le cas présent, le roman inscrit fictivement le Luxembourg dans l'histoire mondiale des catastrophes nucléaires. Il dégage des motifs presque universels, comme les risques pour l'environnement et la santé, mais aussi les mensonges des autorités ou encore l'impuissance individuelle.

À l'inverse, en imaginant l'explosion de Mortange/Cattenom, le texte met au jour les particularités culturelles propres au territoire et à sa population, à l'instar de l'exigüité du pays qui signifie une possible éradication du territoire, de sa population et de sa culture. Ce scénario est aussi à l'affiche de la récente docufiction *An zéro : Comment le Luxembourg a disparu* (réal. Julien Becker et Myriam T[onelotto], Skill Lab et NDR, 2021) qui dépeint les multiples conséquences et les réparations impossibles à la suite d'un incident majeur à la centrale nucléaire de Cattenom. Texte et film soulignent l'attachement des protagonistes à leur terre natale (que Mike ne connaît pourtant quasiment pas) et qui prend des proportions religieuses : « Normal qu'à mon âge je tiens à revoir mon pays natal. Ou du moins ce qu'il en reste. Un pèlerinage en quelque sorte » (p. 10). Les œuvres illustrent ainsi « l'expérience de perte de patrie ou de chez-soi (*Heimatverlust*) qui accompagne et structure l'imaginaire apocalyptique. »² Un détail intéressant dans le roman de Pierre Decock est d'ailleurs la préparation du voyage de Mike qui se dote d'un guide touristique afin d'arpenter le pays : « Le Luxembourg du début des années 2000. Un document historique, une pièce de musée, une vue idyllique et colorée où les petites villes et modestes villages alternent avec les champs et forêts... que restait-il de ce charmant pays ? » (p. 12). Le roman confronte ainsi sys-

tématiquement les représentations du Grand-Duché aux paysages postapocalyptiques qu’observe le protagoniste, comme ces deux descriptions de Luxembourg ville :

« Mais voilà déjà Luxembourg. Une riche cité qui fut en son temps la capitale de mon pays natal. Une ville faite de ponts, de parcs et de vallées, où les morceaux d’histoire, anciens fortins ou murailles centenaires voisinent avec les immeubles modernes. La lecture de mon guide touristique me laisse rêveur. À l’époque, plusieurs centaines de milliers de personnes y vivaient et travaillaient. [...] Un avenir radieux s’annonçait pour tout ce petit monde. Des prévisions de croissance qui suscitaient la jalousie des États voisins et une insolente prospérité dont profitait toute la grande région. Mais en quelques heures tout cela a été réduit à néant. Et quinze ans plus tard, me voici longeant cette ville qui se désagrége lentement. La végétation a tout envahi. Des buissons, des arbres, certains de près de dix mètres ont surgi de terre... une vraie forêt couvre la cité. (p. 28) »

En insistant sur l’ancienne puissance économique du petit pays, le roman met en scène la menace qui, selon Bruno Latour, plane sur les sociétés industrialisées dans le contexte de crise environnementale, à savoir la possible perte de territoire à laquelle furent, dans l’histoire humaine, confrontés les peuples colonisés³. On la retrouve chez Pierre Decock à travers la métaphore de la réserve indienne citée plus haut. La catastrophe nucléaire véhicule ainsi des angoisses partagées avec d’autres récits de désastres, comme la perte du sol, que ce soit à cause d’un affrontement armé ou du changement climatique. La relocalisation anticipative dans le contexte luxembourgeois qu’en propose Pierre Decock résonne donc comme une appropriation : en ramenant l’événement « chez soi », dans son propre contexte géoculturel, le texte peut faciliter l’identification, mais s’intéresse surtout à l’expression des spécificités culturelles d’un territoire et de ses habitants.

Hélène Tyrtoff, poétesse française ayant résidé et publié au Luxembourg, choisit une stratégie qui paraît diamétralement opposée. Au lieu de ramener l’événement à et chez soi, elle le met à distance. Ici, la participation des lecteur-ric-e-s et la dimension culturelle du récit se nichent dans l’engagement intellectuel et émotionnel dans des histoires éloignées subjectivement et géographiquement. Dans son recueil de poèmes et d’illustrations, Hélène Tyrtoff y décrit le tsunami puis l’explosion de la centrale nucléaire de Fukushima tels qu’ils sont vécus à partir de l’Europe (imagine-t-on), c’est-à-dire par le biais des images médiatiques :

« Un clic et l’image s’affiche plein écran. Une route brune entre des monceaux de débris, pans de murs, de toits Qui n’a vu cette image depuis mars 2011. Fukushima... et l’histoire se déroule, la côte nord-est du Japon dévastée par tremblement de terre, tsunami et accident nucléaire majeur. Sur la route brune, une femme penchée sur les décombres, les tonnes de gravats. Le monde entier la regarde, reconnaît la figure, jeune femme désolée, belle debout dans les ruines, si seule sous nos yeux que la couverture quitterait presque ses épaules, qui seraient nues, comme son visage, vivant fragile, son regard tente mais passe-t-il l’horizon, dos écrasé (p. 7-8). »

On reconnaît dans ces descriptions poétiques la célèbre photographie officiellement appelée « La Pleureuse d’Ishinomaki » ou « La Madone des décombres ». Le recueil se compose donc de descrip-

Individus et collectivités sont représentés face aux désastres écologiques et nucléaires comme des êtres liés à d’autres destins individuels et collectifs, confrontés à des évènements qui révèlent leurs identités...

tions et de développements poétiques à partir des images documentant les événements à destination des yeux du monde entier : « Photos, vidéos, inondent la toile » (p. 10), constate la voix lyrique. Des longues descriptions en prose poétique (p. 27, 36) relatent d’abord le séisme et le tsunami détruisant la terre et tuant ses habitants humains et non humains, puis l’explosion de la centrale :

« Déflagration. Coque de béton soufflée par pression d’hydrogène issu de réacteur surchauffé. Des six unités de la centrale de Fukushima-Daiichi, quatre explosent. Le réacteur numéro trois provoque l’explosion la plus forte, qui s’étend jusqu’à quarante kilomètres. Le corium, hautement radioactif, magma du cœur fondu, de la masse de combustibles et de débris divers, s’enfoncera inexorablement dans le sol. » (p. 56)

La description poétique lie la catastrophe naturelle et l’accident nucléaire non seulement à cause de leur lien causal, mais aussi en brouillant esthétiquement les images visionnées, remémorées et inventées. Les nombreuses descriptions d’un environnement radioactif que l’on pourrait qualifier de « sublime »⁴ expriment un éblouissement historiquement réservé à la représentation du cadre naturel. Qualifier ainsi le désastre nucléaire montre, une fois de plus, la manière dont des situations inédites sont décrites grâce à des images et des récits culturellement construits. Dans le poème suivant, le sublime naturel se confond alors avec le sublime atomique, tout comme

l’objet représenté – le paysage – se confond avec le support de sa représentation – le tableau et l’écran :

« La senteur est puissante, les nuages saturés, la vapeur se ramasse, se condense, mais rien, toujours un cran avant le soulagement. Gris le pinceau perce la toile Écorces noires, détrempées. La pluie goutte sous les branches, se divise, compas d’aiguille, chute en fouillis. Colle et tremble un insecte. Poser le pied pas à pas entre les flaques à bout de distance. La forêt luit, un tremblement, anamorphoses de verts, jaunes, souveraine étrangeté de phosphore dans mes yeux qui savent. Plus la situation s’aggrave plus elle devient irréaliste. Il suffira de rester là et regarder les vagues des saisons dans leur splendeur gigantesque. » (p. 61)

L’originalité de *Mars* réside aussi dans la manière dont se greffe, à la description d’une incommensurabilité plurielle – incommensurabilité de la catastrophe naturelle, de l’accident nucléaire, mais aussi causée par la distance médiatique –, un récit intime d’adultère imaginé par l’auteure :

« Séismes, question d’échelle. Et secousses, répliques, dommages collatéraux, effets secondaires à court comme à long terme. Une femme dans les ruines, les tonnes de gravats. La couverture glisse sur ses épaules. Penchée sur les décombres, elle cherche son mari pudiquement enseveli dans le corps de sa maîtresse. Cruelle discrétion. Tu n’auras plus rien d’eux, mais dans le glas de ta poitrine, lui est à jamais enfoui en elle, leur sexe intact. Tu l’entends, elle gémit, une note vierge, inconnue, le la d’où tirer la gamme de sa voix jusqu’aux fréquences obscènes. » (p. 11-12)

Le bouleversement intérieur reflète ainsi le tremblement terrestre, les larmes la vague destructrice, le chagrin enfoui les imperceptibles mais mortelles radiations. Dans un mélange volontairement dérangeant d’esthétisme et de voyeurisme, le recueil part à la recherche d’une intensité capable de faire écho au caractère inénarrable de la catastrophe, dans une vaine tentative de réduire les écarts (culturels, géographiques, médiatiques, mais aussi cognitifs et affectifs) entre les événements et leur perception. Son échec est signifié par la déstructuration progressive de la forme syntaxique et de la langue poétique, « une écriture qui devient au fil des pages de plus en plus torturée jusqu’à une quasi-illisibilité »⁵ :

« hantement ahon lames et sons sifflés haut sous feuilles aphones ciel voilé noir ma cornée encornée d’elle et lui où la paupière pour ma nuit. » (p. 71) Le recueil ne se contente pas de brouiller les frontières géographiques et culturelles : la notion même de sujet humain est problématisée. En effet, chez Tyrtoff, la déconstruction du sujet se fait d’abord à travers un brouillage des frontières entre corps et environnement, entre masculin et féminin, entre humain et animal, ainsi qu’entre vivant et non vivant : « Chaos, sillonné de pelleteuses, hélicoptères, véhicules tout-terrain. Il faut déblayer, trier, secourir. Et dégager les corps, les restes, à la pelle, à la main. Lister,

compter, identifier. Entreposer, incinérer. Les crématoriums n’y suffisent plus, on brûle parfois les corps en plein champ ou sur les restes des maisons utilisées comme combustible. Les cimetières sont noyés dans les débris. Des voitures et des bateaux s’encastrent dans les tombes. La vallée se vide. Ce qui reste des récoltes séchera sur pied. Le bétail mugit affamé assoiffé. Colonisation du territoire, du vivant, par césium 134 et 137, iode 131, plutonium, zirconium, tritium, strontium, MOX... » (p. 9, 80)

Enfin, c’est la dissolution des frontières entre biographies réelles et destins inventés, par le biais de la subjectivité de la poétesse, qui remplit le vide de l’anonymat des personnes aperçues sur les écrans, déconstruisant et reconstruisant les sujets humains.

La comparaison de ces deux textes que seule leur thématique commune semble *a priori* lier interroge aussi la manière dont deux formes littéraires différentes permettent de représenter la catastrophe nucléaire. Là où la prose romanesque de Pierre Decock tente de cerner l’étrangeté de l’environnement radioactif, le vers et la prose poétiques d’Hélène Tyrtoff expriment plutôt une sidération face aux spectacles contemplés. En résultent deux stratégies apparemment contraires pour combler l’écart temporel entre histoire et futur, pour articuler les échelles géographiques locale et globale, et pour représenter les différences culturelles entre les populations touchées par la catastrophe et le regard de celles et ceux qui ont encore le privilège de s’imaginer dans de telles situations : si le roman de Pierre Decock transpose l’événement dans un cadre familial, le recueil poétique d’Hélène Tyrtoff laisse béant un écart que l’écriture exacerbe plutôt que comble. Or, les visées demeurent les mêmes : individus et collectivités sont représentés face aux désastres écologiques et nucléaires comme des êtres liés à d’autres destins individuels et collectifs, confrontés à des événements qui révèlent leurs identités emmêlées avec leur environnement naturel et culturel. ●

Une version longue du présent article, intitulée « La représentation interculturelle du désastre nucléaire entre appropriation et écart : deux exemples luxembourgeois », a été publiée dans « Littératures francophones & écologie : regards croisés », sous la direction d’Aude Jeannerod, Pierre Schoentjes et Olivier Sécardin, *Relief*, vol. 16, n°1, 2022.

¹ Timothy Morton : *Hyperobjects. Philosophy and Ecology after the End of the World*. Minneapolis et Londres : Minnesota University Press, 2013.

² Matthew Carey, « L’apocalypse au pluriel. Quand chaque monde a sa fin (introduction) », *Terrain. Anthropologie & sciences humaines*, n° 71, 2019, *Apocalypses*, p. 20.

³ Bruno Latour, *Où atterrir ? Comment s’orienter en politique*, Paris, Éditions La Découverte, 2017, p. 16-18.

⁴ Peter B. Hales, « The Atomic Sublime », *American Studies*, vol. 32, n° 1, 1991, p. 5-31.

⁵ Lore Bacon, « Catastrophe », *d’Lëtzebuerger Land*, 18 juillet 2014





La flûte, pas enchantée

Le Centre national de la Littérature (CNL) et le Centre national de l'audiovisuel (CNA) ont à nouveau joint leurs savoir-faire pour coproduire un livre-audio *Die Limburger Flöte* (*La Flûte limbourgeoise*, 1929) de Norbert Jacques. C'est le quatrième titre d'une série démarrée en 2020 qui promeut des textes anciens peu édités et qui se prêtent bien à une version enregistrée. Le roman *Die Limburger Flöte*, sous-titré « roman pantagruélique », relate l'histoire de Pierre Nocken, originaire du « Limbourg » (qui n'est autre que Luxembourg). Il se découvre le talent de jouer de la « flûte », après des repas copieux, un instrument « qu'il n'avait même pas besoin d'acheter » (photo : Sven Becker). Écrit dans un style satirique, l'auteur y caricature les traits de ses compatriotes.

Jacques Norbert, né au Luxembourg en 1880, était écrivain, journaliste et traducteur. Naturalisé Allemand en 1922, il a entretenu des relations ambiguës avec son pays d'origine tout en y revenant dans ses œuvres. Exilé volontairement en Allemagne dans sa jeunesse pour étudier à Hambourg et à Bonn et fuir des tensions familiales, il a interrompu ses études de droit et a travaillé comme journaliste. L'auteur prolifique de 55 romans dont le roman policier *Docteur Mabuse* (*Dr Mabuse, der Spieler*) qui a inspiré le film de Fritz Lang (1921). Norbert Jacques été reporter durant la Première Guerre mondiale en Belgique, en France

et aux Pays-Bas. Lors de la montée du nazisme, il modère ses critiques sur son pays d'origine et cherche à promouvoir l'entente avec l'Allemagne en 1931. Cependant, en 1940 il se met au service de la propagande culturelle nazie, ce qui lui vaut d'être expulsé du Luxembourg en juillet 1946. Pour Nathalie Jacoby, directrice du CNL, « la question de sa collaboration, est une question de recherche qui n'est pas finie ». Le choix du CNL de faire redécouvrir un livre qui a suscité les vives critiques dans notre pays lors de sa parution, d'un auteur sujet aux controverses, à la biographie difficile et complexe, se justifie, selon Nathalie Jacoby, « par la vigueur de la langue ». Elle apprécie « la langue grotesque, baroque, gargantuesque » de *Die Limburger Flöte* dont la version enregistrée rend toute la richesse. La lecture, comme pour les précédents enregistrements de la série, a été confiée à Steve Karier « qui croque les mots ». Et si Batty Weber avait décrit le roman en 1929 comme une « insulte sanglante pour les Luxembourgeois », *Le Courrier littéraire* écrivait, la même année : « Une œuvre (...) qui, malgré le sujet sulfureux, mérite de figurer dans les bibliothèques de tous les Limbourgeois qui ont conservé le sens de l'autodérision et le goût de l'expression populaire ». Le CNL accompagne la sortie du CD d'une note : « Le présent livre audio permet au public d'aujourd'hui de se faire une opinion sur le roman en prenant la distance historique. » ai

LAND ART



Modern Muse 2022

La page d'artiste de cette édition (page 17) est confiée à Snejana Granatkina, d'origine ouzbèke, établie au Luxembourg. Formée à l'École des Beaux-Arts de Tashkent, en arts plastiques et en peinture, elle a poursuivi sa formation en graphisme et illustration. Au Grand-Duché, Snejana Granatkina est connue pour ses illustrations de livres et son soutien à des projets sociaux. Le livre *12 Nei Gutt Nuecht Geschichten*, a été récompensé par le prix du public au Lëtzebuerg Buchpräis 2021. L'artiste cherche l'inspiration dans les œuvres expressives, aux couleurs intenses et au

symbolisme puissant. Elle se dit notamment influencée par le travail de Van Gogh, Frida Kahlo, Milton Glaser, Tomi Ungerer et, plus près de nous, de Pit Weyer. Snejana Granatkina considère l'illustration comme « l'un des meilleurs outils pour faire comprendre un sujet complexe ou une idée abstraite, car elle permet d'exprimer des sentiments et des émotions mieux que les mots, en images dont le langage est universel ». L'illustration *Modern Muse 2022* est une allusion à la carte de tarot « Le Monde ». Au centre de cette composition aux couleurs vives est placée la muse qui ressemble à la féroce Kali, la déesse de la préservation, de la destruction et de la transformation. La muse de Granatkina entre dans le monde par la fenêtre brisée d'un ciel paisible. D'un pas léger, presque dansant, une épée ensanglantée à la main. Un autre bras sous une pluie de bombes, un autre encore posé sur la tête d'un enfant dont le visage est saisi d'une horreur innommable, un autre encore saisissant la planète embrasée par le feu au creux de la main. Sa danse annonce quelque chose de macabre. Son tutu est fait de mains amputées. Son collier de crânes enfilés. Le regard est vide, séparé des réalités du monde par un jeu de reflets qui brouille les perspectives. Son sourire de vampire, sa langue tirée au monde... Si c'est la langue de Kali, on sait qu'elle exprime la honte, la déchéance, une fois la destruction reconnue comme irrémédiablement accomplie. Mais le troisième œil de la Muse de Granatkina, l'œil de la conscience se dresse à la verticale, il se tient debout, car pour l'artiste il est temps de (re) dresser les perspectives. ai

EN LIGNE

Fantasy Fanzine

Les auteurs et les amateurs de science-fiction et de fantasy du Luxembourg ont un nouveau fanzine : *Aner Welten*. Un projet que des passionnés, en partenariat avec Luxembourg Science Fiction Society, mettent en place pour permettre aux auteurs établis aussi bien qu'aux nouveaux de se faire publier. Une plateforme pour faire entendre les voix qu'on a pas l'habitude d'entendre dans les forums littéraires traditionnels. Et pourtant, l'intérêt pour le genre il y a, si l'on en croit des chiffres : la convention luxembourgeoise de la science-fiction Luxcon, organisée en avril 2022 à Dudelange, doublée du titre de Eurocon 2022, car elle assumait en même temps la fonction de la rencontre européenne des acteurs du genre, a attiré 3 700 visiteurs. Les créateurs de la plateforme forment le vœu de montrer le potentiel et la diversité littéraires du Luxembourg, non seulement par le multilinguisme des

auteurs, mais aussi par la richesse des genres et des styles. Le fanzine commencera par publier des textes d'auteurs qui ont répondu d'emblée à l'initiative : Gregory Fearn, Kiara Roth, Luc François, Audrey Martin, Ognyan 'Flame' Darinov, Giulia Barbarossa, Sven Wohl, Joël Adami et Maxime Weber. *Aner Welten* a également lancé un appel aux soumissions, directement sur son site. En précisant qu'il ne pourrait pas payer les auteurs, tout en espérant résoudre cette question « dans un avenir proche ». La plateforme publiera « des textes qui vont du fantastique et de la science-fiction traditionnels à la fiction étrange et au nouveau bizarre, en passant par les contes de fées et les histoires racontées à la deuxième personne, avec un éventail de procédés littéraires pas nécessairement communs au genre. », précise Cosimo Suglia, l'initiateur du projet sur sa page *Facebook*. Le monde de l'imaginaire littéraire a désormais son espace virtuel dédié. (illustration : Lorenz Stöer) ai

MUSIQUE

Dernière ligne droite

Après deux concerts surtout instrumentaux et particulièrement réussis cette semaine, Battles et Mono, les Congés annulés entrent ce week-end dans leur dernière semaine. Ce vendredi, les Australiens de Surprise Chef poursuivent la tendance sans



paroles avec un jazz-funk qui flirte avec la soul des années 1970. Suivra, samedi, la soirée (gratuite) proposée par les programmeurs de *Radio 100,7* avec les groupes luxembourgeois Loivós (post-emo, pop-punk avec des guitares riches et un chant polyphonique doux), Linq (la fraîcheur du hip-hop avec l'énergie du punk rock et la virtuosité du jazz actuel) et Sheebaba (la synthèse de fragments textuels et sonores provenant de l'histoire de la musique pop, du cinéma et de la vie quotidienne). Retour à la voix dimanche avec Grace Cummings qui vient de Melbourne, comme Surprise Chef, pour défendre son deuxième album, *Storm Queen*. La semaine débutera avec celui qui est surnommé « Prince avec un budget réduit », Donny Benét (photo : Cara Robbins). Cet Australien (encore !) utilise des synthétiseurs et des boîtes à rythmes vintage pour raconter la vie, l'amour et les relations humaines. C'est frais, c'est dansant et ça fera sûrement date dans l'histoire des Congés. Le 23, on revient au Luxembourg et au jazz avec le trio Dock In Absolute. Et on termine le 24 avec une soirée de clôture plutôt pop : les Allemands de Aua qui

n'aiment rien tant que les belles harmonies et atmosphères mélancoliques suivies des Londoniens de PVA, à l'énergie débordante et l'humour pince-sans-rire. [fc](#)

ESCH 2022

Satisfecit

Entre le ressenti de chacun et la soi-disant objectivité des chiffres, les enquêtes de satisfaction doivent donner des éléments d'évaluation aux organisateurs d'Esch2022, Capitale européenne de la culture. Menée par l'Ilres lors des événements et en ligne en aval de ceux-ci (il n'est pas précisé de quels événements il s'agit), l'enquête a débuté en mars 2022 et prendra fin en janvier 2023. Fin juillet, 1 054 répondants y avaient participé. Après une première communication, il y a un mois faisant état d'un niveau élevé de satisfaction des visiteurs ayant participé à un événement (près de 80 pour cent des visiteurs affirment être satisfaits ou totalement satisfaits par l'événement auquel ils ont assisté), l'impact de l'année culturelle est analysé. Le label de la Capitale européenne de la culture n'a qu'un poids limité sur la fréquentation des événements puisque moins de la moitié des sondés (46 pour cent) ont été incités à participer à une manifestation en raison du statut de Capitale européenne de la culture. Cependant, une courte majorité (58 pour cent) des personnes

interrogées a le sentiment que le sud du Luxembourg est plus intéressant qu'elles ne pensaient, ce qui poussera 54 pour cent des résidents du Luxembourg à venir participer à d'autres activités culturelles dans la région. Deux tiers des visiteurs (65 pour cent) sont d'accord avec l'affirmation selon laquelle Esch2022 va permettre de mieux faire connaître Esch-sur-Alzette à l'étranger et ils sont encore plus nombreux (72 pour cent) à penser que la capitale culturelle est une fierté pour le Luxembourg. [fc](#)

LES COULISSES DE LA MUSIQUE (4)

Pas un boulot comme un autre

Romuald Collard



Un grand timide qui préfère les coulisses à la scène

Longtemps à la tête du Guddé Wëllen, ce bar planqué dans la rue du Saint-Esprit et devenu, en quelques années *the place to be* pour le tout-Luxembourg un peu branché, Luka Heindrichs partage aujourd'hui son temps entre sa société Twist and Tweak, sa vie de famille et le bar qui restera, quoiqu'il en soit, son bébé.

Ceux qui ne le connaissent pas pourraient voir en lui quelqu'un d'un peu distant et à l'humour pince-sans-rire. Il corrige : « Les gens ont parfois l'impression que je suis extraverti, voire un peu dominant. Mais, je suis tout l'inverse et suis même assez réservé. J'aime beaucoup la solitude, par exemple. Je suis un grand timide,

« *Après tout, je ne suis pas un spécialiste de la musique* »

Luka Heindrichs

j'ai le trac à mort. Même si j'ai un lien viscéral avec la musique, je me suis toujours senti plus à l'aise derrière la scène que devant. » Voilà les présentations faites et les choses remises à leur

place. En fait, Luka est un vrai gentil ; le genre de personne qu'on aimerait avoir comme ami... ou comme voisin.

Force est de reconnaître que le garçon tient aujourd'hui une place importante et respectée dans le milieu de la culture au Luxembourg. On vous l'a dit, le Guddé Wëllen, ce bar qui a magistralement su conserver l'esprit alternatif qui a toujours collé à l'endroit, c'est lui. Le festival Food for your Senses, c'est lui également. Bon... tout ça est aussi une histoire de copains d'enfance qui, un jour, ont essayé de faire bouger les choses. Retour en arrière.

« Petit, je me voyais bien devenir marchand de bétail, parce que mon grand-père l'était, et que je l'accompagnais souvent quand il allait dans les différents marchés (une autre époque, avouera-t-il, inconcevable aujourd'hui !). Mais, ado, quand on a réellement commencé à organiser des choses – notamment dans un bâtiment désaffecté qu'on avait envahi au nord du Luxembourg, je me souviens très bien m'être dit que, oui, l'organisation d'événements pourrait bien devenir mon futur job. » Et comme souvent, un déclencheur fait tout basculer. « Le déclic fut clairement les débuts avec le FFYS (Food for your senses), et comme pas mal de gens de ma génération, à l'époque, on y vient un peu par hasard. Pour moi, ça a commencé parce que j'avais des potes qui faisaient de la musique – Inborn, pour ne pas les citer, et je suis devenu un peu la cinquième roue du carrosse. » Ainsi, après la victoire du jeune groupe au festival Emergenza, Luka est celui qui organise un bus pour aller les voir à la finale européenne du concours.

Après ça, il part faire ses études à l'étranger et met ce milieu de côté pendant quelques années. Des études de gestion, le mène vers la microfinance et l'économie sociale et solidaire, puis dans la coopération. « Toutes des choses que j'ai finalement abandonnées quand je suis revenu, pour retomber directement dans le FFYS – qui ne m'avait pas attendu pour continuer. » Depuis, il est à nouveau à fond dans le milieu. « C'est drôle quand on y pense, car j'ai un beau-père qui est musicien professionnel et un père industriel et plutôt dans le business. Finalement, j'ai hérité un peu des deux. »

Nature, solitude... et anecdotes

Entre le bar (avec des concerts, mais aussi du théâtre, du stand up, des lectures, des performances artistiques...), les festivals (si le FFYS a été enterré en 2019 après une quinzaine d'édicions, Luka gère aujourd'hui des concerts dans l'amphithéâtre au Kircherg et une partie de la programmation du festival Usina à Dudelange) et sa nouvelle société de gestion culturelle (qui va de la création d'événements jusqu'à la création de programmes à l'année), Luka Heindrichs se lève culture, bouffe culture et se couche culture. Un rythme pas toujours facile à tenir et qui soulève des questionnements « Il y a eu des moments où j'ai eu envie de tout plaquer, où je me disais que la vie serait plus facile si j'avais un métier où tu sais exactement ce que tu fais, où les critères de réussite sont clairs... La culture, c'est quelque chose de subjectif. » Il s'interroge : « Je me demande si comme programmeur, je n'étais pas assez pointu. Après tout, je ne suis pas un spécialiste de la musique et je ne l'ai jamais été. »

Luka est aussi un fou de nature qui aime les balades à cheval et l'escrime qu'il a pratiqué plus jeune. C'est enfin une foule d'anecdotes et un personnage qu'on apprend vraiment à découvrir en passant du temps à ses côtés. Il s'amuse de notre étonnement quand il annonce qu'il a dix frères et sœurs. « Et je suis presque l'aîné d'une énorme fratrie recomposée avec des enfants sur 39 ans. » Et une fois lancé dans les histoires un peu découlées ou drôles, il est intarissable. Il passe en revue la fois où une édition incroyablement boueuse du festival FFYS a obligé les organisateurs à transporter les musiciens de scène et scène dans une remorque, tirée par un tracteur : « On avait littéralement détruit le terrain, par inexpérience surtout. Il y avait d'énormes crevasses sur la route qu'empruntaient les tracteurs. Et à un moment, je vois un de nos tracteurs qui tombe dans une crevasse et le groupe, avec son matos, qui se fait éjecter de la remorque et tombe directement dans la boue » Des frayeurs dont on rit après coup, des situations qui auraient pu tourner au drame, mais qui finissent bien. La vie, la vraie, quoi ! ●

PHOTOGRAPHIE

Un tour dehors

Voilà un Luxembourg différent pour la classique exposition d'été au Ratskeller. Tel est le propos de *Luxembourg 360°*, un tour d'horizon où l'on voit majoritairement les quartiers périphériques, ceux qui ont le plus changé.

La Photothèque de la Ville de Luxembourg a puisé dans son fonds de photographies léguées par des particuliers et qui ont été prises principalement par des non-professionnels. On peut y voir Cessange et Gasperich, structures villageoises avec des champs où paissent des moutons. Les pâtures sont bordées de murets. Ce n'est pas le sujet central des photos : un petit garçon pose en costume du dimanche avec des chevaux de labour, deux cyclistes également, qui sont habillés pour la photo avec vareuse à col marin et chapeau de paille d'été. Ces photos datent des années 1920 à 1940. On les regarde aujourd'hui, mi-amusé, mi-nostalgique.

Les maisons de Pulvermuhl et Muhlenbach ont d'immenses jardins potagers. Le public assiste à un meeting aérien à Belair, dont on n'aperçoit au fond que la silhouette de l'avenue Guillaume et de la rue Albert I^{er}. On suppose qu'au quartier Giorgetti on se chauffait au charbon, puisque le dépôt à Hamm, (avec le patron et les employés) vaut une photographie. Un tracteur remonte la Côte d'Eich avec son chargement pour l'hiver : les maisons avaient une cave à patates... La périphérie de Luxembourg n'était pas que paysanne. L'usine sidérurgique de Dommeldange était aux portes de la ville. Elle fut la première du pays, avant même celles du Sud (et valait son D à l'Arbed).

Hollerich aussi est une commune industrielle. La première gare est construite sur son territoire. On se rappellera que c'est grâce à cette proximité que les Champagnes Mercier et l'industrie métallurgique s'y installèrent. Intéressants sont les clichés pris aux environs de 1900 de la gare en bois, du réseau des voies ferrées, des rotondes et autour, un mixe d'immeubles simples quand d'autres ont déjà fière allure urbaine... La deuxième gare, (l'actuelle), est en pierre, mais sans sa tour d'horloge. On l'apprend grâce à la collection Marcel Weydert, exposée au format carte postale dans des vitrines. On voit les fondations du siège de l'Arbed et le terrain vague du Rosegärtchen, l'octroi de la Place de Paris au début des années 1920. Puis Hollerich cessera d'être une commune indépendante.

Cette collection permet de retracer l'histoire urbanistique et commerciale. Voici un rare cliché de la construction de

la Caisse d'Épargne en 1911. La même année, un cafetier et les serveurs posent sur un pas de porte derrière une automobile Daymlier qui a fait le Tour de France. Dès les années 1920, on fait de la publicité sur les camionnettes de livraison, il y a des affiches publicitaires sur les horloges de rue. Les attractions sportives sont sensationnelles : saut de l'ange dans l'Alzette au Grund, course de moto avec side-car au Findel. Une course de vélo affronte les pavés de la Grand-Rue, il existe un vélodrome à Belair...

Un concentré d'anecdotes du passé d'une capitale qui n'a plus grand chose à voir avec aujourd'hui

Les décennies qui suivent vont marquer une véritable rupture : à partir des années 1950, on troque la vie de labeur pour la vie de bureau (la façade du nouveau siège des CFL est en construction), l'éclairage des cinémas est au néon (la rotonde et l'escalier théâtral de l'Eldorado). La voiture est un objet de fierté et le garage Citroën s'appelle « de l'Étoile ». Rétrospectivement, on se dit que c'était de mauvais augure.

Luxembourg 360° c'est tout cela, dans un accrochage parfois hasardeux. Il n'empêche... Batty Fischer, en 1890, photographiait la merveilleuse terrasse des Arquebusiers au-dessus de la Pétrusse qui serait aujourd'hui un must. La leçon de photographie à la chambre, au bout de la rue Saint-Ulrich, vers 1910 inaugurerait un loisir plus que centenaire. Et la silhouette de ce monsieur en costume et chapeau noir, accoudé à un arbre à l'avant-plan, devant le panorama de la ville, est-il Camille Aschmann, l'ancêtre d'une lignée de photographes professionnels? ● Marianne Brausch

Luxembourg 360° est à voir jusqu'au 18 septembre au Ratskeller du Cercle-Cité



La périphérie et des photographes peu connus : la Photothèque montre ses « petites collections »

Quarante pour cent à conquérir

Volène Le Bras

Passé de 38 pour cent en 1999 à cinquante pour cent en 2009 et à soixante pour cent de la population en 2019, le public des musées augmente régulièrement. Reste près de la moitié de la population



Les efforts de digitalisation ne suffisent pas à attirer un nouveau public

Conformément au *Kulturentwicklungsplang* 2018-2028, et plus précisément à la recommandation n°47 « Réaliser une enquête sur les pratiques culturelles du pays, avec une périodicité de dix ans », le Luxembourg Institute of Socio-Economic Research (LISER) a réalisé, sur mandat du ministère de la Culture, une enquête sur le public des musées en 2021. Cette enquête a été menée en ligne, du 15 juin au 30 août 2021 auprès de la population âgée de plus de quinze ans et résidant au Luxembourg. Étant donné que le Covid s'est accompagné de nombreuses restrictions, les personnes interrogées devaient renseigner leurs pratiques sur la période de mars 2019 à mars 2020. L'échantillon final est composé de 1 995 individus.

De manière générale, les gens sont de plus en plus nombreux à visiter lieux patrimoniaux et musées, mais les évolutions divergent selon le type de sites. Ainsi, les parcs et jardins historiques enregistrent une croissance de plus de vingt points depuis 2009 et les musées et sites archéologiques affichent une

hausse constante de dix points tous les dix ans. En revanche, les monuments historiques et les lieux industriels, qui avaient recensé les plus fortes hausses de fréquentation entre 1999 et 2009 (Bardes et Borsenberger 2011), voient cette croissance ralentir au cours de la décennie suivante. Les monuments historiques restent néanmoins les premiers sites patrimoniaux en termes de fréquentation avec 69 pour cent des personnes interrogées qui en ont visité entre mars 2019 et mars 2020. Suivent de près les parcs et jardins (63 pour cent) et les musées (60 pour cent). Les sites archéologiques (32 pour cent), qui étaient derrière les lieux industriels en 2009, les ont aujourd'hui dépassés, ces derniers ne représentant plus que 29 pour cent des visites.

Passé ce constat, la question reste en suspens : qui fréquente les musées et surtout qui ne les fréquente pas ? D'après les près de 2 000 personnes interrogées, six personnes sur dix déclarent avoir visité un musée au cours de la période étudiée, avec une légère diffé-

rence entre les hommes (58 pour cent) et les femmes (62 pour cent). La classe d'âge qui fréquente le plus les musées est celle des 30-49 ans, avec 66 pour cent d'entre eux, contre seulement 54 pour cent des 65 ans et plus. La nationalité joue également un rôle : 74 pour cent des personnes de l'UE non-Luxembourgeoises déclarent avoir visité un musée, suivies par celles hors UE (70 pour cent). Parmi les Luxembourgeois, seuls 58 pour cent d'entre eux auraient visité un musée de mars 2019 à mars 2020. Cela peut cependant s'expliquer avec la différence d'âge mentionnée plus haut, les habitants étrangers étant significativement plus jeunes que les Luxembourgeois. Enfin, les Portugais sont les moins nombreux aux musées (43 pour cent). De plus, les résidents de Luxembourg-Ville sont 80 pour cent à avoir visité un musée sur la période donnée, loin devant les habitants du Sud (49 pour cent). Là encore, plusieurs critères socio-économiques se mêlent avec ces distinctions territoriales. Néanmoins, Esch2022 devrait produire des effets mesurables dans les prochaines années et contribuer à réduire l'écart de participation entre les deux régions, promet l'étude.

La situation sociale reste donc, et ce depuis l'enquête de 1999, un facteur déterminant. Ainsi, alors que 80 pour cent des personnes avec un revenu total net après impôts du ménage de plus de 12 500 euros ont visité un musée sur la période donnée, ce nombre tombe à 44 pour celles ayant un revenu compris entre 1 250 et 2 000 euros. Les professions intellectuelles et scientifiques sont en tête avec 81 pour cent tandis que les ouvriers occupent la dernière place (38 pour cent). Enfin, le niveau d'éducation des parents et la formation scolaire de l'individu interrogé influencent aussi grandement la fréquentation des musées. Tandis que seules 35 pour cent des personnes d'un niveau de formation primaire sont allées au musée, elles étaient 82 pour cent parmi les diplômées après deux années d'études supérieures. Étonnamment, ce nombre tombe à 62 pour cent concernant le supérieur long (après trois ans et plus d'études supérieures). Fortement liées au niveau de formation, les habitudes prises durant l'enfance jouent également

Les visites virtuelles sont majoritairement suivies par les personnes qui vont déjà au musée in situ

un rôle majeur dans la fréquentation actuelle des musées. À l'âge de douze ans, près de trois personnes sur quatre visitaient des musées dans le cadre scolaire au moins une fois par an parmi le public actuel, pour seulement une personne sur deux environ parmi le non-public. Et l'écart se creuse encore si l'on considère les visites dans le cadre familial, allant du simple au double entre ces deux populations. Il existe une corrélation avec l'âge de l'individu, étant donné qu'un effet générationnel certain a été constaté : seuls 22 pour cent des 65 ans et plus visitaient des musées avec leurs parents à douze ans pour au moins cinquante pour cent des moins de cinquante ans. Quant aux visites scolaires, on passe de 34 pour cent pour les 65 ans et plus contre au moins 75 pour cent des moins de cinquante ans.

La part de la population interrogée qui n'a pas visité de musées entre mars 2019 et mars 2020, cite le manque d'habitude comme première raison de cet éloignement, pour près de trois quarts d'entre eux. Pour près de la moitié, c'est le manque d'information sur l'offre existante qui explique le fait qu'ils ne vont pas aux musées. Viennent ensuite le manque de temps (46 pour cent), la fatigue après le travail ou les études (46), les contraintes familiales (26), le fait qu'il n'y ait personne pour les accompagner (26), le prix des entrées (21), l'impression de perdre son temps (15), les horaires d'ouverture (15), l'offre régionale

trop limitée (14), les problèmes de santé (12) et le manque d'accessibilité pour les personnes à mobilité réduite (11). En quatrième position, la justification « Ce n'est pas mon univers » a été citée par pas moins de 43 pour cent du non-public. Si certaines de ces justifications trouvent difficilement une réponse, on voit que des améliorations en termes de communication, d'horaires d'ouverture ou encore d'accessibilité pourraient être mises en place pour encourager les gens à visiter les musées.

Si les visites virtuelles ont pour but de démocratiser l'accès à l'art et à la culture, ceux qui les suivent sont majoritairement des personnes qui vont déjà au musée *in situ* (à 78 pour cent). Les visiteurs virtuels sont aussi majoritairement âgés avec près de soixante pour cent des 65 ans et plus contre seulement 25 pour cent parmi les moins de trente ans. Enfin, dans l'ensemble, le public des musées se rend autant dans les musées étrangers que les musées luxembourgeois, dont les visiteurs semblent globalement satisfaits avec 22 pour cent d'entre eux qui jugent leur qualité « très bonne » et 62 « bonne ». Elle serait « moyenne » pour seulement quinze pour cent des visiteurs et à peine un pour cent la jugerait « mauvaise » ou « très mauvaise ».

Bien qu'elle souligne une augmentation constante du public des musées depuis 1999, cette enquête montre aussi que des efforts tels que les tarifs réduits ou la digitalisation ne suffisent pas à combler l'écart lié au rôle majeur des habitudes prises durant l'enfance, celles-ci étant fortement liées à la catégorie sociale et au capital culturel. Sam Tanson, ministre de la Culture a renouvelé son intention de renforcer les actions avec les publics scolaires. Lors de la présentation de l'étude, elle a aussi pointé la visibilité de l'offre, notamment des musées régionaux, « un axe qui avait été lancé pendant la pandémie et sera poursuivi », a-t-elle assuré. Les programmes de médiation destinés à des publics variés aident à une démocratisation de l'accès aux musées et à une réduction des écarts. « Il y a un beau potentiel d'acquisition de nouveaux visiteurs pour nos musées », espère la ministre. ●

Retisser des liens avec la nature

Karine Sitarz

Sous la houlette d'un médiateur passionné, Yohan, nous nous sommes laissés embarquer à la découverte de deux expositions labellisées Esch2022 à Belval : *Respire, pour un design climatique* (jusqu'au 29 septembre) et *Earthbound - En dialogue avec la nature* (qui vient de se terminer). Les deux font écho aux préoccupations environnementales et nouent des fils dans les entrelacs de l'art et de la science.

Le parcours démarre à la Massenoire avec *Respire, pour un design climatique*, intéressante proposition du DMLab (Laboratoire du Design des milieux) de l'Ensad (Ecole nationale supérieure d'art et de design) de Nancy qui l'a mise sur pied avec Esch2022. D'emblée, le titre interroge. Le design climatique, quésaco ? Un nouveau champ du design qui « prend en compte la matérialité de nos contextes de vie et les phénomènes atmosphériques dans la conception des objets et des espaces » dans le but de « retrouver des conditions naturelles garantes d'une relation symbiotique entre tous les êtres vivants et le monde ».

Concrètement, l'expo, entre rappel historique, données scientifiques et expériences sensibles, envisage la respiration comme point d'ancrage d'une « nouvelle manière d'être et de faire ». Elle s'articule en trois grands thèmes : la respiration dans notre cadre quotidien (ces quinze mètres cubes que nous respirons chaque jour), les mesures de la qualité de l'air au fil du temps (avec frise chronologique du 19^e siècle à nos jours) et les nou-

veaux matériaux bio-sourcés tricotés par de jeunes designers. Didactique et pédagogique mais aussi ludique et interactive, *Respire* mêle sondages et enquêtes, notamment dans le milieu du travail (on analyse l'air respiré par un boulanger ou un DJ), panneaux et courbes, jeux et visionneuses.

À voir aussi la « moulotheque » virtuelle qui lie designers, artistes et vanniers ainsi que tables et étagères avec objets en osier – certains insolites comme les vertigineuses chaussures à talons – et ensemble de cordes, fils et laines de chanvre, biomatériau phare de nos régions. À tout moment, nous sommes invités à participer, en devenant notamment *smart citizen* pour évaluer en temps réel la qualité de l'air dans la ville de notre choix. Finalement, des panneaux revendicatifs rappellent la salutaire action communautaire des étudiants de Nancy pour alerter sur la pollution de l'air.

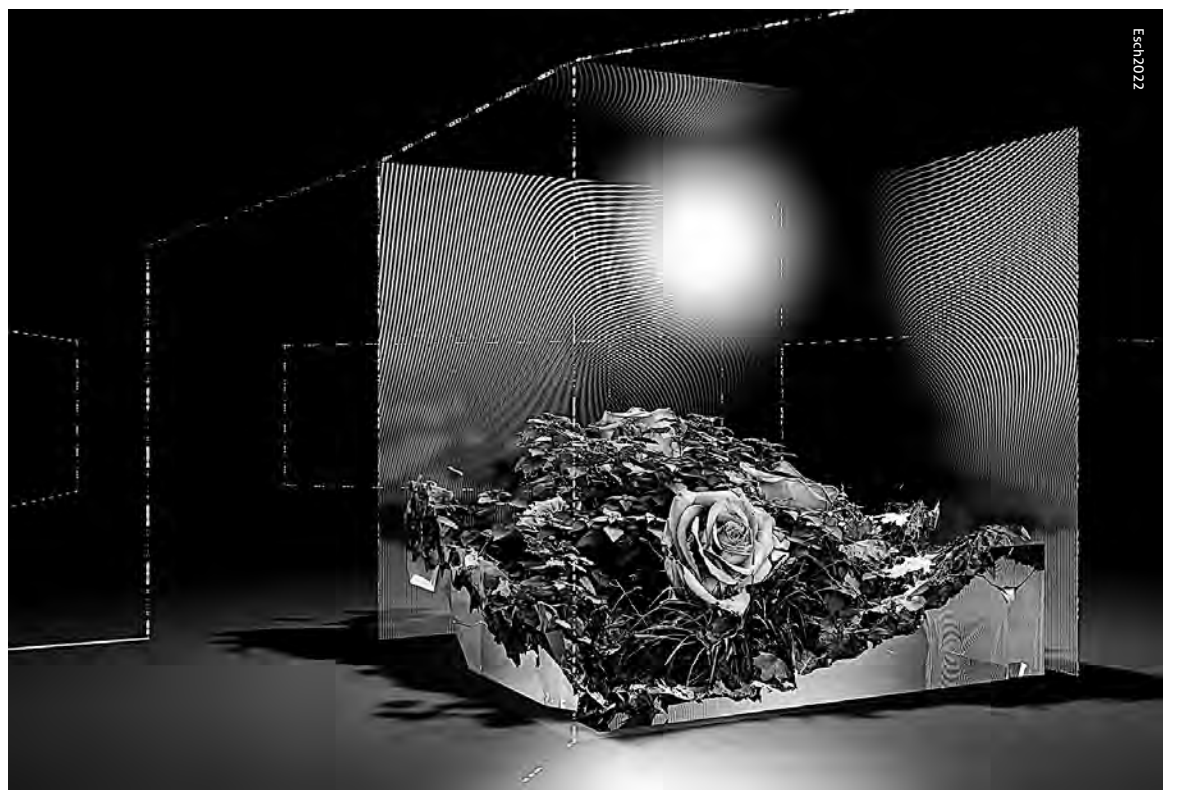
À quelques mètres de là, nous rejoignons la Möllerei pour la spectaculaire, immersive et visionnaire expo *Earthbound - En dialogue avec la nature*, produite par la Maison des Arts Electroniques (HEK) de Bâle. À l'heure du changement climatique et de ses phénomènes extrêmes et alors que les activités humaines continuent de toucher gravement l'environnement, *Earthbound* veut à travers la technologie interroger nos liens avec la nature et montrer la nécessité d'en inventer de nouveaux pour vivre ensemble harmonieusement et durablement. L'expo s'offre en 19 œuvres plurielles (installation multimédia, vidéo, réalité virtuelle...) d'artistes pluridisciplinaires (certains aussi ingénieurs) qui font appel aux arts numériques et à la science.

Dès l'entrée dans le gigantesque hall de stockage industriel, l'impressionnante peinture numérique *Quantum Memories - Probability - Square* de l'artiste turc installé à Los Angeles Refik Anadol (dont une œuvre est actuellement exposée au Centre Pompidou-Metz) surprend. Devant nous défilent d'innombrables paysages abstraits, en perpétuelle transformation, générés par l'intelligence artificielle à partir de centaines de millions d'images. Une réflexion sur la mémoire de la nature qu'on retrouve aussi dans l'installation vidéo *Floralia I - IV* de la Canadienne Sabrina Ratté qui présente des plantes disparues, mais conservées dans des archives numériques.

Au fil du parcours, d'autres expériences saisissantes nous attendent. C'est le cas avec *The Intimate Earthquake Archive* de Sissel Marie Tonn et Jonathan Reus, artistes basés aux Pays-Bas. Parés d'un gilet muni de capteurs, nous ressentons physiquement les secousses de séismes passés, provoqués par l'humain et liés à des forages de gaz. Quant à la sensible *Atmospheric Forest* du couple d'artistes et chercheurs lettons Rasa Smite et Raitis Smits, elle invite à s'immerger dans une forêt pour appréhender les échanges invisibles des arbres et comprendre comment le changement climatique agit négativement sur ces échanges et touche gravement tout un écosystème. De la forêt à l'océan, il y a un autre voyage à imaginer pour arriver à la « mai-

son cinétique » *Korallysis* de l'artiste mexicain Gilberto Esparza qui sensibilise et lutte contre la destruction des récifs coralliens en redonnant vie à ceux qui ont été abîmés.

À découvrir aussi l'intéressant *Deep Swamp* de l'artiste numérique et ingénieure australienne Tega Brain qui a recréé trois marais miniatures identiques dans trois aquariums. Ils évoluent différemment au fil des jours alors que chacun est sous l'influence d'une intelligence artificielle (aux objectifs spécifiques) qui intervient sur ses conditions de vie. Affaire à suivre, les résultats seront publiés à la fin de cette étonnante expo aux ramifications multiples. ●



Les plantes disparues de Sabrina Ratté



#MODERNMUSE2022

Kunstfelsen am Bahnhof

Martin Ebner

Das neue Kulturviertel Plateforme 10 in Lausanne: Krönung und Ende einer Epoche?



Das Museums-viertel ist so groß wie fünf Fußballfelder

Kurz vor Schluss sind die Pyramiden am schönsten. Am Ende des Wohlstands sind nicht nur Wolkenkratzer beliebt: In der Schweiz wurde in praktisch jedem der letzten 25 Jahre mindestens ein grandioser Museumsbau eingeweiht. Das Nationalmuseum und die Kunsthäuser von Basel und Zürich wurden erweitert; am Rand von Bern wellen sich die Dachbögen des Zentrums Paul Klee; Genfs neues Völkerkundemuseum ist eine Pagode; auch kleinere Städte wie Aarau oder St. Gallen vergrößerten ihre Musentempel; Luzern und Lugano haben ihre Kunstmuseen mit Konzertsälen zu Kulturzentren kombiniert.

Das neue Kunstquartier Plateforme 10 in Lausanne vereint drei Museen, die zuvor über die Stadt verstreut waren. Zur offiziellen Eröffnung am 18. Juni kamen rund 30 000 Besucher auf das Gelände des ehemaligen Lokdepots. Das Datum war etwas willkürlich, denn der Neubau des Musée cantonal des Beaux-Arts (MCBA) ist schon seit 2019 zugänglich, während der Umzug von Photo Elysée und Musée cantonal de design et d'arts appliqués contemporains (Mudac) noch nicht ganz abgeschlossen ist. Auch der Umbau eines alten Stellwerks zur Kunsthalle und ein botanischer Lehrpfad fehlen noch.

Mit dem Museumsviertel, so groß wie fünf Fußballfelder, verbinden sich ambitionierte Hoffnungen. Nicolas Bideau, der Direktor der Nation-Branding-Agentur Präsenz Schweiz, sieht es als künftiges Muss für ausländische De-

legationen: „potentiell in der gleichen Kategorie“ wie das Museumsquartier in Wien oder das Centquatre in Paris. Von Mailand wie Paris per Bahn nur einen Tagesausflug entfernt, werde Plateforme 10 einen prominenten Platz in der Kulturlandschaft erobern, jubelt das Schweizer Radio und Fernsehen: „Lausanne steigt in die 1. Klasse auf“. Die *Neue Zürcher Zeitung* konzidiert immerhin einen „neuen Fixstern am Schweizer Museumshimmel“.

Dabei hatte das schließlich über 186 Millionen Schweizer Franken teure Projekt mit einem Fehlschlag begonnen. Das MCBA sollte eigentlich schon vor zehn Jahren fertig werden. Zwei Zürcher Architekten hatten dafür einen „skulptural geschliffenen Fels“ entworfen, auf einer eigenen Halbinsel im Genfer See, samt Dachterrasse mit Mont-Blanc-Blick. Bei einer Volksabstimmung im Jahr 2008 siegten aber Gegner des „Betonbunkers“. Der Kanton Waadt hatte damals Geldsorgen; vielen war auch der geplante Standort neben dem Strandbad Bellerive zu abgelegen. Unverdrossen besorgte sich darauf der Kanton mit komplizierten Grundstückstausch-Geschäften das brachliegende Areal direkt neben dem Hauptbahnhof Lausanne, am Hang unter der Esplanade de Montbenon mit der Cinématèque Suisse und über dem Parc de Milan mit dem Botanischen Garten.

Mit der Neuplanung des Kunstmuseums wurden Fabrizio Barozzi und Alberto Veiga beauftragt. Die beiden Architekten aus Barcelona

hatten sich zur Zeit der Finanzkrise ganz auf internationale Wettbewerbe verlegt und waren mit dem Philharmonie-Gebäude in Stettin berühmt geworden. In Chur haben sie ein Kunstmuseum gebaut, das einem Kachelofen ähnelt. Dagegen erinnert ihr MCBA an einen Heizkörper: ein massiver grauer Quader mit drei Etagen, entlang der Bahngleise mit einer weitgehend geschlossenen Fassade, zur Altstadt hin Fenster zwischen tiefen Backsteinrippen. Der Architekturkritiker Philip Jodido will von Vergleichen mit einem Radiator oder einer Schuhschachtel nichts wissen: Wie bei anderen Schweizer Museen sieht er auch in Lausanne „eine mineralische Strenge“. Einen Kunstfelsen.

Von der Bahn-Remise, die eigentlich denkmalgeschützt war, haben Barozzi und Veiga nur wenige Fragmente übrig gelassen: vor dem MCBA eine Drehscheibe und im Boden belassene Gleisstücke, im gleißend weißen Foyer ein monumentales Rundbogenfenster und an der fensterlosen Ostwand der Umriss einer ehemaligen Lokhalle. Mit 3 200 Quadratmetern ist die Ausstellungsfläche des MCBA jetzt drei Mal größer als seine früheren Oberlichtsäle im Palais de Rumine, das nun einem neuen Naturmuseum überlassen wird. In der einen Gebäudehälfte wird die Sammlung präsentiert, die andere ist für drei große Sonderausstellungen pro Jahr gedacht. Die imposanten Räume sollen auch Mäzene anziehen. Zur Eröffnung des Neubaus hat die Lausanner Galeristin Alice Pauli dem MCBA unter anderem Werke von Anselm Kiefer und Rebecca Horn geschenkt und für die Eingangshalle einen 15 Meter hohen Bronzebaum von Giuseppe Penone.

Zusammen mit dem MCBA sind auch zwei Stiftungen untergebracht: Die Fondation Toms Pauli bewahrt über 100 wertvolle Wandteppiche und Textilkunst, die ein englisches Unternehmer-Ehepaar zusammengetragen hat; die Fondation Félix Vallotton verwaltet das Archiv des berühmtesten Lausanner Künstlers. Vallottons 100. Geburtstag soll 2025 groß gefeiert werden.

Da das Kunstmuseum nur einen Teil des früheren Bahngeländes einnimmt, ist davor eine lange Allee frei geworden, die Teil eines neuen Rad- und Fußwegs quer durch Lausanne wird. Gesäumt wird sie hangseitig von 14 Arkaden, in die Ateliers, Cafés und kleine Läden einziehen sollen. Am westlichen Ende des neuen Platzes haben die Lissabonner Architekten Manuel und Francisco Aires Mateus einen Kubus für das Foto- und das Design-Museum errichtet. Der

Plateforme 10 vereint drei Museen, die zuvor Lausanne verstreut waren. Möglicherweise ist es der vorerst letzte große Schweizer Museumsbau

mit weißem Marmor verkleidete Kristall wird von einem blitzartig gezackten Fensterband geteilt: Die obere und die untere Gebäudehälfte berühren sich lediglich mit drei Säulen in der nach allen Seiten offenen Eingangshalle, die ansonsten gemeinsame Einrichtungen wie Empfang, Cafeteria und Museumsladen beherbergt.

In dem Betonwürfel verdoppeln beide Museen im Vergleich zu ihren bisherigen Standorten ihre Ausstellungsflächen, auf jeweils rund 1 500 Quadratmeter. Photo Elysée war 1985 unter dem Namen „Musée de l'Elysée“ als erstes Fotomuseum der Schweiz gegründet worden und früher in einer Villa im Parc Olympique in Ouchy untergebracht. Im lichtgeschützten Erdgeschoss des Aires-Mateus-Baus präsentiert es jetzt eine Auswahl seiner ständig wachsenden Sammlung. Zu den mittlerweile mehr als 1,2 Millionen Originalfotos gehören zum Beispiel frühe Farbbilder von Gabriel Lippmann und der Nachlass von Charlie Chaplin. Neu ist ein eigener Raum für digitale Experimente. Das früher neben der Kathedrale ansässige Mudac zeigt im Obergeschoss in Oberlichträumen Design, Mode und Grafik. Seine Sammlung ist besonders für Glaskunst bekannt.

Zur Eröffnung von Plateforme 10 widmen alle drei Museen dem naheliegenden Thema Eisenbahn Sonderausstellungen. Dabei wurden Exponate verschiedener Sparten ausgetauscht, trotzdem bleibt jede Institution ihrem jeweiligen Schwerpunkt treu: Malerei, Fotos und Design. Im MCBA sind zum Beispiel melancholische Gleislandschaften von Edward Hopper zu sehen. Photo Elysée zeigt unter anderem Bahn-

Fotos von Ella Maillart und René Burri, aber auch einen Film der Brüder Lumière von 1895. Das Mudac hat sich von drei Westschweizer Autoren einen „Roman de Gare“ schreiben lassen. Zu diesem Groschenroman über die imaginäre Eisenbahnstadt Terre-des-Fins ist seine Ausstellung nun eine Art Filmkulisse.

Werden die eigenständigen, längst etablierten Museen auch künftig kooperieren? Das könnte eine spannende Frage werden, denn der Direktor des MCBA und die Direktorinnen des Foto- und des Designmuseums, die für Neubauten und Umzug verantwortlich waren, gehen dieses Jahr alle in Pension – und ihre Nachfolger werden sich vielleicht profilieren wollen. Für Koordination soll Patrick Gyger sorgen: Der Historiker, Sci-Fi-Spezialist und ehemaliger Leiter der Maison d'Ailleurs in Yverdon-les-Bains, beziehungsweise des Lieu Unique in Nantes, amtet jetzt als Generaldirektor des Lausanner Kulturdistrikts. Zugänglich sind die Museen jedenfalls mit einem einheitlichen Billett, und am ersten Samstag im Monat ist der Eintritt frei.

Plateforme 10 ist möglicherweise der vorerst letzte große Schweizer Museumsbau. Fertiggestellt wird wohl auch noch die Erweiterung der Fondation Beyeler bei Basel: Für den „kleinen kantigen Kunstfelsen“ des Architekten Peter Zumthor war in diesem Mai Spatenstich. Ein in Beinwil am See geplantes Museum asiatischer Kunst wurde dagegen via Grünzone verhindert. In Genf scheiterte die von Jean Nouvel geplante Erweiterung des Kunstmuseums an einer Volksabstimmung; für ein kleineres Nachfolgeprojekt gibt es noch nicht einmal einen Architektenwettbewerb. In Bern soll ein Museumsquartier ab 2030 das Kunstmuseum und den Nordteil der Altstadt ersetzen, aber die Referenden dazu stehen noch aus – und in Krisenzeiten neigt Schweizer Stimmvolk nicht dazu, Kredite zu genehmigen. Wer jetzt kein neues Kunsthaus hat, baut sich so schnell keines mehr. ●

Das Kunstquartier in Lausanne kreist noch bis 25. September um das Thema *Train Zug Treno Tren*. Zu den Eröffnungsausstellungen sind drei Begleitbände erschienen: *Imaginäre Reisen* (MCBA), *Treffen wir uns am Bahnhof* (Mudac) und *Freie Bahn* (Photo Elysée) auf Deutsch im Verlag Scheidegger & Spiess, Zürich, auf Französisch bei Éditions Noir sur Blanc, Paris

LE FONDS BELVAL		LE FONDS BELVAL	
– Services de gardiennage		– Installations électriques basse tension et courant faible	
Section IV : Procédure		Section IV : Procédure	
Conditions d'obtention du cahier des charges : Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).		Conditions d'obtention du cahier des charges : Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).	
Section VI : Renseignements complémentaires		Section VI : Renseignements complémentaires	
Autres informations : Conditions de participation : Les conditions de participation sont précisées au dossier de soumission.		Autres informations : Conditions de participation : Les conditions de participation sont précisées au dossier de soumission.	
Réception des offres : La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la		Réception des offres : La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la	
– Services de gardiennage		– Installations électriques basse tension et courant faible	
Section IV : Procédure		Section IV : Procédure	
Conditions d'obtention du cahier des charges : Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).		Conditions d'obtention du cahier des charges : Dossier de soumission à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).	
Section VI : Renseignements complémentaires		Section VI : Renseignements complémentaires	
Autres informations : Conditions de participation : Les conditions de participation sont précisées au dossier de soumission.		Autres informations : Conditions de participation : Les conditions de participation sont précisées au dossier de soumission.	
Réception des offres : La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la		Réception des offres : La remise électronique des offres sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu) est obligatoire pour cette soumission conformément à la législation et à la	

FESTIVAL DE BAYREUTH 2022 (1)

L'amour jusqu'à l'extinction

Lucien Kayser

Cette année s'avère bien exceptionnelle pour le festival de Bayreuth, déjà par le nombre de nouvelles mises en scène, déjà quatre rien que pour la *Tétralogie*, reportée depuis 2020 pour les raisons qu'on connaît. Puis on a ajouté *Tristan und Isolde*, par Roland Schwab parce que la pièce demande moins de monde, pas de chœur en tout cas. En cas de pépin pandémique, danger réel des autres œuvres au programme, c'est moins de risque. Cette réduction, le metteur en scène la salue à sa façon, la pousse plus loin, exclut quasiment le monde alentour, « *einem grossen politischen Personalgefüge um das Liebespaar herum hat (Wagner) erstaunliche wenig Raum gelassen* ».

Quant à l'espace, cela se passe de même sur la scène du Festspielhaus, et le décor, mieux la scénographie de Piero Vinciguerra, est on ne peut plus parlante, on en verra l'avantage. Comme un énorme tourbillon, avec une ellipse au centre, reprise en haut avec l'ouverture du ciel, l'ensemble servant aux vidéos de Luis August Krawen,

« *Zelebrierte Weltflucht* », dit le metteur en scène, pour ce voyage au bout de l'amour et de la nuit des *Tristan et Isolde*

les nuages, les étoiles, d'une part, la mer, d'autre part, avec la véhémence des flux, les mouvements où sont happés les deux amants. Autour, un étroit couloir pour l'autre personnel, qui n'a pas d'accès à la véritable scène, autrement, qui doit se contenter de la galerie supérieure où on les perçoit, le roi Marke par exemple à la fin de premier acte, presque comme dans un jeu d'ombres.

Les deux donc, Isolde, Tristan, s'ébattent dans les flots, submergés, se rapprochant pour s'éloigner, voire se repousser aussitôt. Voilà pour le soi-disant effet du breuvage. Il n'en va pas autrement, dans le deuxième acte, pas de véritable scène d'amour, on en reste au prélude de ce que Nike Wagner a qualifié de façon toute juste de « *zweifach einsamer Tod* ». Comme si les deux, chacun de son côté, étaient enfermés dans leur désir ou obsession d'un amour absolu et de son extinction. Le monde autour est déjà aboli, il reste de le faire des désirs eux-mêmes, dans ce voyage au bout de la nuit où Tristan demande à Isolde de le suivre.

À gauche sur la scène, à partir des gradins, un néon rouge éclatant demande à être déchiffré, on y réussit seulement à la dernière page du programme, en très petits caractères, nous apprenons qu'il s'agit de sanscrit (on s'en doutait), renvoyant à l'éternité. Ewig, ewig... comme dans *Abschied*, de Gustav Mahler. Cela aurait pu désigner aussi le nirvana, « *das Wunderreich der Nacht* », pour reprendre le vocabulaire de Wagner et de Tristan.

À l'opposé, « *der öde Tag...* », avec sa lumière qui ne peut être que blessante. Accusé, Tristan est mis sur une chaise, Melot court autour, le poursuit, lui, et Isolde, à coups de projecteur, comme dans un vulgaire interrogatoire. Et le verdict, la condamnation, tombe, des lampes descendent sur lui, l'entourent telles des lames d'une blancheur acérée, pas besoin d'autre intervention.

On sait que Wagner lui-même avait peur que des représentations parfaites (impossibles, ajoutait-il) ne nuisent à la santé du public.

Et Roland Schwab presque de surenchérir, comment dire ce qui est incommunicable, comment le montrer. Le soin en est laissé à la musique, dans la direction si maîtrisée, mais avec quelle ferveur, de Markus Poschner. Il ne se passe pas grand-chose entre les excellents Stephen Gould et Catherine Foster, ils célèbrent simplement, face à nous, pour elle surtout, les bras étendus ou portés vers le haut. C'est leur chant qui doit nous faire passer à travers les émotions, les tensions, il le fait avec une sublime qualité. Et l'éloge sera le même pour l'incontournable Georg Zeppenfeld (Marke) et le puissant Markus Eiche (Kurwenal). Il ne tient pas à Ekaterina Gubanova si les deux amants n'entendent pas les avertissements de Brangäne.

Tristan und Isolde, la représentation est venue se glisser au milieu de la *Tétralogie*. Et dès maintenant, des choses frappent dans cet été 2022 à Bayreuth. On l'a déjà remarqué, l'éviction du politique, et Valentin Schwarz a voulu faire de *Ring* une affaire de famille, de clan. Il y a ensuite ce qu'on laisse de côté, comme ustensiles par exemple, et le personnel qu'on ajoute, Roland Schwab trois couples, à trois âges différents de la vie, mis en opposition à Tristan et à Isolde, les derniers étant un peu Philémon et Baucis accompagnant le Liebestod ; enfin, troisième constatation commune, le refus des gestes d'amour, on en reparlera la semaine prochaine au sujet de Siegmund et Sieglinde, de Brünnhilde et Siegfried. ●



Isolde et Tristan s'ébattent dans les flots, submergés, se rapprochant pour s'éloigner

EXPOSITION

Du côté obscur de la force

Loïc Millot



Vue des écrans suspendus de Pedro Costa

Devant l'emprise radieuse qu'exerce cet été le soleil, l'exposition que le Centre Pompidou consacre à trois artistes portugais – le sculpteur Rui Chafes, le photographe Paulo Nozolino et le cinéaste Pedro Costa – fait office de refuge, de caverne méditative. Entièrement plongé dans l'obscurité, son espace se veut l'envers du dehors, pareil à une chambre obscure : on s'y retire à seule fin de mieux saisir le monde dans lequel on vit. Et partager les joies et les peines de nos semblables, qui reposent loin de nos yeux mais demeurent présents dans nos cœurs. Emprunté à un vers du fameux poète Fernando Pessoa, le titre, *Le reste est ombre* (*O resto é sombra*), prend ici un sens physique. C'est d'ailleurs cette sous-exposition qui vient lier les différentes salles

où se trouvent les œuvres de ces trois créateurs encore injustement méconnus.

Ombre de deuil, tout d'abord, qui affirme le sentiment d'appartenir à une communauté humaine, qu'on éprouve intensément devant la photographie d'un enfant allongé, les yeux fermés. Une indication écrite située dans la partie inférieure du cadre est pourtant sans appel : le petit chérubin au doux visage blanc n'est plus. Il s'appelait Emir Radzic et a été assassiné dans sa septième année. La photographie, prise en 1997 à la morgue de Sarajevo par Paulo Nozolino, est instable, assurément mouvante, capable même de transfiguration. D'autant plus que le drapé entourant son corps frêle semble le pourvoir d'ailes,

le ressuscite, à l'instar du miraculeux final d'Ordet (1955) de Carl Theodor Dreyer auquel le photographe fait peut-être allusion. Face à cette image de mort-résurrection, une stèle en fer noire, fabriquée en 2016 par le sculpteur Rui Chafes, repose au sol, lacérée en son milieu. Une plaie laissée ouverte qui semble dire, au côté de la photo de Nozolino, l'infinité douleur de la perte en même temps que l'impossibilité d'oublier les massacres de l'Histoire. Aplanie, la sculpture est ici détournée de sa matérialité, de sa tridimensionnalité, devenant ainsi sépulcre pour le corps inerte de l'enfant, tandis que son titre, *Veio*, convoque aussi bien le voile de Véronique – autre récit miraculeux à l'origine du paradigme chrétien des images. Voilà un exemple réussi de ce que peut

produire la mise en présence de deux œuvres étrangères au sein d'une même pièce.

Dans la salle d'à côté où l'on arrive lentement, tel un revenant traversant le pire du vingtième siècle, se découvrent trois triptyques photographiques du cycle *Remember the Damned, the Expropriated, the Exterminated...* Bucarest, Madrid, Auschwitz. Trois retables en noir et blanc de Nozolino, interagissant les uns avec les autres malgré les contextes différents auxquels ils se réfèrent. L'un d'eux, réalisé au cours d'un séjour du photographe à Auschwitz, montre des vestes de déportés accrochées à un mur. Un second triptyque, intitulé *Pluie acide*, procède d'un passage en terre ukrainienne. Un dernier enfin fait suite à sa venue dans le village alsacien de Blodelsheim, annexé par les nazis pendant la Seconde Guerre mondiale.

Vient ensuite une salle qui reprend le dispositif mixte initié à l'occasion de l'exposition *Companhia* de Pedro Costa qui s'est tenue en 2018 à la Fondation de Serralves (Porto). Les sculptures de Nui Chafes rencontrent ici des portraits de femmes silencieuses – des extraits des films *Casa de Lava* (1994) et du récent *Vitalina Valera* (2019) de Costa. Aucun mot échangé sur ces écrans suspendus, ni même de mouvement de caméra ou d'acteur. Comme auparavant pour *Veio*, les propriétés habituellement assignées au cinéma sont déjouées au profit de la durée, du hiératisme, de la rigueur de l'observation : autant de caractéristiques inséparables du style du cinéaste portugais. À cette absence de parole répond, plus avant, une tête privée de traits distinctifs, une sculpture de Chafes intitulée *Sem Voz* (Sans voix), tout juste perceptible dans la pénombre d'un couloir étroit. Non loin, deux autres productions du sculpteur lui font écho : un corps informe d'une part (*Corpo final*, 2022), et d'autre part une tête noire à la surface rayée, cabossée, yeux et nez à peine ébauchés. Sans bouche également.

Ailleurs, deux courts-métrages de Pedro Costa sont projetés. Le premier, *Sweet Exorcist* (2012), est entièrement placé sous le signe de la hantise. On y retrouve Ventura, protagoniste récurrent de la trilogie de Costa tournée aux marges de Lisbonne, dans le bidonville de Fontainhas. Dans un ascenseur d'hôpital, le vieil homme noir médite auprès d'une

Les ténèbres congédient les Lumières et introduisent une plèbe inédite dans l'art

statue vivante de soldat, assailli par de nombreuses voix, dont celle de la femme qu'il aime restée au Cap-Vert. Dans le second, *Minino macho, minino fêmea* (2005), Costa présente, sur deux écrans, des images de la démolition du bidonville décrétée par les autorités municipales. À ces archives bruyantes, rythmées par les assauts répétés de l'excavatrice, répondent des fragments terribles arrachés à la vie du bidonville, notamment d'héroïnomanes se piquant dans des baraques privées d'électricité. Ainsi aperçoit-on, au terme d'un parcours aussi éprouvant qu'exigeant, le dessein politique qui unit ces trois artistes : celui de tracer les trajectoires des exclus du capitalisme, d'immortaliser leurs corps défaits, de témoigner de leurs conditions, de leur donner place au sein d'une Histoire au sein de laquelle ils ne seraient plus refoulés. L'ombre, par définition, est toujours de nature critique : elle dédouble les corps pour leur donner une existence immatérielle ; une négativité est à l'œuvre pour venir ruiner la positivité béate du capitalisme. Elle agit sur l'envers du spectacle. Elle poursuit enfin une longue tradition, initiée par la révolution esthétique entreprise au 17^e siècle par Caravage : non seulement ses ténèbres congédiaient la Lumière de la Renaissance. Mais ils introduisaient une plèbe jusque-là inédite dans l'histoire des arts – putains, gitans, hommes du peuple peuplant les tavernes. ●

Le reste est ombre. Pedro Costa, Rui Chafes, Paulo Nozolino, jusqu'au 22 août, Centre Pompidou, Paris

Je ne veux pas travailler

Mylène Carrière

C'est l'été, il fait chaud, trop chaud et l'envie de reprendre le chemin du travail semble aussi grande que celle d'entrer dans l'automne et l'hiver. Qu'on se le dise, je ne veux pas travailler ! Et je ne suis pas seule visiblement. Il y a dans l'air, depuis quelque temps et tout particulièrement en cette fin d'été, comme un parfum d'envie de rien. Ou plutôt d'envie de ne rien faire et de se prélasser au bord de la piscine, un cocktail à la main, pour admirer le spectacle de la fin du monde qui s'annonce doucement, mais sûrement.

Alors que nous pensions vivre un rebond après toutes les galères que le monde a traversées et traversée encore, il semblerait que cette tendance ne se situe pas au niveau professionnel, mais bel et bien dans une oisiveté assumée. Perte de sens, perte de goût (pour certains jamais retrouvé), fin du télétravail, galère des transports, du logement, salaires qui ne suivent pas le coût de la vie ou simplement envie de passer plus de temps avec soi... Il n'y a jamais eu autant d'emplois sur le marché qui ne trouvent pas preneurs. La « grande démission » (*great resignation*), un phénomène apparu aux USA en 2021) menace le Grand-Duché bien plus que le reste de l'Europe. Selon l'étude menée sur le sujet par PwC en mars 2022, 25 pour cent des salariés interrogés au Luxembourg jugent élevée à très élevée la probabilité de changer d'emploi dans les douze prochains

mois, contre vingt pour cent au niveau mondial. On croyait au départ à un phénomène marginal et éphémère liée du premier confinement, lorsque certains ont rêvé de devenir boulanger pour enfin faire quelque chose qui a du sens. On ne sait pas si les boulangers en herbe ont finalement trouvé une nouvelle occupation professionnelle, mais la tendance au changement est là pour s'installer.

Le secteur de l'hôtellerie et de la restauration a été l'un des premiers à évoquer le manque cruel du personnel. Serveurs et cuisiniers ont fait le choix de changer de vie durant les fermetures imposées des établissements et refusent tout simplement de recommencer à exercer leur métier dans

les conditions difficiles, inhérentes au secteur. Il semble plus simple aujourd'hui de devenir millionnaire grâce aux Bitcoin ou de se lancer dans la production de CBD ou de marijuana. En tout cas d'avoir des occupations qui ne demandent pas de travailler en coupure. Ce secteur, bien que très visible, n'est pas le seul à effectuer sa traversée du désert des vocations. Le secteur informatique et même le secteur public en pâtissent aussi. Après une période de remise en question, de doute et d'enfermement que le Covid-19 a initié, suivie de très près par l'angoisse de la guerre que mène la Russie en Ukraine, le tout accompagné par une catastrophe écologique bien plus rapide que ce que nous pensions, il n'est plus question uniquement de salaire. Les gens veulent plus de qualité de vie

dans cette période morose, de la reconnaissance, de la flânerie, de la déconnexion, de prendre le temps de ne rien faire, de penser et panser.

La société est à bout de souffle et n'a plus envie de rien. La question du temps de travail s'est retrouvée au cœur du débat ces derniers mois. Tout d'abord avec une proposition de réduction de la semaine à quatre jours de travail au lieu de cinq, qui finalement ne ferait qu'imposer des journées plus longues. Dans la même lignée, une autre pétition à succès propose, quant à elle, de réfléchir sur une réduction du temps de travail hebdomadaire, passant de quarante à 35 heures par semaine, faisant craindre aux employés une ré-

duction salariale et un manque de main d'œuvre exponentiel aux patrons. Le problème n'est pourtant pas là puisque le phénomène touche tout autant les pays au temps de travail réduit (France, Danemark, par exemple). Non, finalement on « préférerait ne pas », à l'instar de Bartleby d'Hermann Melville. On préférerait ne pas travailler, ne pas passer trois heures dans les bouchons, ne pas accepter des tâches qui ne font aucun sens, ne pas accepter de fonctionner en coupure ou revenir à plein temps au bureau, ne pas s'intéresser à l'actualité, ne pas penser à demain, ni aux mois prochains. Par contre, à choisir, on préférerait troquer les biscuits au gingembre contre un cocktail au bord de l'eau pour contempler la fin d'un monde. ●

Stil

LA PERSONNALITÉ



Margot Dolizy

Pendant 24 ans, elle a été au service des amateurs d'alcools fins au cœur de la capitale, derrière son petit mais noble stand du marché bi-hebdomadaire (photo : GD). Et ce n'est pas parce que l'emplacement de la place Guillaume a été mis entre parenthèses pour rénovation de la place que Margot Dolizy a choisi de vaquer à d'autres occupations. Selon elle, le nouvel emplacement

à Hamilius est, au contraire, bien plus vivant et amène plus de clientèle de passage, notamment grâce à l'arrêt du tram juste devant. Elle remarque cependant que ce positionnement attire pas mal de badauds sans abris et autres « glandeurs », qui essaient de se procurer sa marchandise à l'œil. Mais la patronne du Clos du Fourschenhaff quitte le marché surtout parce que le temps lui semble venu de diversifier ses activités en fin de carrière. Ses excellents gins ainsi que les digestifs de la maison Dolizy & Guillon, continueront à être fabriqués avec la même rigueur : toutes les eaux-de-vie proviennent des cœurs de chauffe, la tête et la queue de distillation sont soigneusement écartées. Cela permet de garder la petite partie qui représente la quintessence du fruit. Les bouteilles seront toujours en vente sur *letzshop.lu*, à la Provençale, ainsi qu'à la

distillerie d'Eschweiler. À partir de cent euros, les fines eaux-de-vie sont aussi livrées à domicile. Quant aux événements ponctuels de la maison, ils seront annoncés dorénavant par newsletter, à souscrire sur *distillerie.lu*. Ceux qui veulent remplir leur panier et faire un dernier coucou à Margot, devront se rendre sur son stand devant la poste centrale avant fin du mois d'août. GD

LA BOUTEILLE

Cuvée Schueberfouer

Chaque année, à l'occasion de la foire, la Ville de Luxembourg et les caves Bernard-Massard proposent une cuvée spéciale de vin effervescent. Pour cette dixième édition, 1 500 bouteilles

seront mises en vente uniquement sur le champ du Glacis. L'étiquette a été confiée à l'artiste Lynn Schiltz qui signe aussi les affiches de la Schueberfouer. Comme chaque année, une association de bienfaisance bénéficiera de l'initiative, les caves Bernard-Massard faisant don de cinquante centimes par bouteille vendue. Cette année, la somme récoltée sera remise à l'asbl EDS Lëtzebuerg (EDS – syndrome Ehlers-Danlos). Créée en 2021, cette association initie et encadre des projets pour personnes atteintes du syndrome d'Ehlers-Danlos, surnommée



maladie du chewing-gum, une pathologie génétique rare et méconnue au Luxembourg. L'objectif de l'association est de favoriser l'information du grand public au sujet de ce syndrome, d'aider et soutenir les personnes atteintes de même que leurs familles et proches et de contribuer à la diffusion d'informations sur le dépistage et les méthodes de traitement de ce groupe hétérogène de maladies génétiquement liées caractérisées par une faiblesse du tissu conjonctif. fc

L'ENDROIT

The Backyard

La vie en extérieur sied bien à Manu Da Costa. Celui qui

anime le Kyosk au Kirchberg depuis onze ans vient d'ouvrir un nouvel espace extérieur qui lui ressemble. The Backyard est comme son nom l'indique, un jardin à l'arrière d'un bâtiment de la route d'Esch. Certains se souviendront que les lieux ont abrité l'agence de publicité Mikado, mais plus récemment, on y trouve les espaces de coworking The Foundry. Toujours est-il que Manu a investi la cour arborée avec une recette qui fonctionne : un mobilier chiné et dépareillé (pas toujours d'une première jeunesse, donc), une ambiance relax, avec des touches d'humour (des nains de jardins), de déco bohème (des attrape-rêves) et pas de musique (pour ne pas embêter les voisins). Le mot d'ordre est de profiter de la tranquillité des lieux, comme le laisse supposer son animal fétiche, l'escargot (photo : fc).



On y trouve bien évidemment des bonnes choses à boire, les bières de la Brasserie Simon, des vins sélectionnés avec Vinoteca (beaucoup de bio et de naturels) et des sodas artisanaux. On peut aussi y manger des plats simples : burgers, piadinas, saucisses et salades. L'endroit pourrait bien subsister après la belle saison en investissant la longue entrée de garage qui y mène avec une programmation hivernale qu'il reste à définir. fc

Les livres des Editions d'Lëtzebuerger Land
En vente en librairie et sur www.land.lu

